Geschichte

der

Siebenbürger Sachsen

für

das sächsische Volk.

Eine vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde
gekrönte Preisschrift

von

G. D. Teutsch.

Viertes Heft.

Kronstadt.
Druck und Verlag von Johann Gött.
1856.

Fünftes Buch.

30.

Die Zeit bis zum Regierungsantritt Sigmund Bathoris. Vertreibung der Jesuiten.

1583—1588.

Mit eitler Rede wird hier nichts
geschafft.

Schiller.

Als Stefan Bathori im Februar und März 1583 in der hohen Burg der Polenkönige zu Krakau der Siebenbürger Sachsen eigen Landrecht bestätigte und zahlreiche Freibriefe, die die alten ungrischen Könige dem deutschen Volk gegeben, erneuerte, war sein Bruder Christof, der Woiwode von Siebenbürgen, längst zu den Vätern versammelt. Er starb lebensmüde den 28. Mai 1581, Psalme Davids auf den Lippen; zwei Jahre später wurde ihm auf des Polenkönigs Anord-

nung das prachtvolle Leichenbegängniß gefeiert, wobei die Trauerfahne an der Schwelle der Kirche zerbrochen wurde, während die Jesuiten neue Klag- und Ruhmeslieder sangen.

Wenige Wochen vor Christof Bathoris Tod hatte die Zaghaftigkeit und Gunstbuhlerei der Stände seinen neunjährigen Sohn Sigmund Bathori zum Woiwoden gewählt, ungewarnt von Stefans anfänglichem Unwillen ob des Gedankens, ein Kind an eine solche Stelle zu setzen, und nicht zugänglich des greisen Gregor Apafi prophetischen Worten: kommen werde der Tag, wo Alle die jetzt so sehr auf die Wahl des Knaben drängen, sich reuevoll schämen würden.

Die Verwaltung führten anfangs zwölf Räthe, darauf drei Reichsverweser, bis auf der drei Völker Dringen ein Statthalter eingesetzt wurde, Johannes Gezi, früher Schloßhauptmann von Großwardein, ein Mann von solcher Tüchtigkeit, daß zwei Menschenalter lang seine Nachfolger bei ihrem Amtsantritt daran erinnert wurden, sie seien Gezis Nachfolger.

Ein Jahr darauf, den 13. December 1586, starb der „fromme Unger" Stefan Bathori, den Sachsen werth wegen wiederholter Achtung und Beschirmung ihrer bürgerlichen und kirchlichen Rechte. Lange noch gedachten sie, wie der Fürst, obwohl ein treuer Sohn der katholischen Kirche, gerne evangelischen Gottesdienst besucht und freuten sich der Entrüstung mit der

Bathori selbst den Schein einer Bedrückung der Sachsen von sich gewiesen. Denn als der König einst Danzig belagern wollte und die Stadt zur Uebergabe aufforderte, der Rath sie aber verweigerte, weil sie vernommen hätten, der König habe den Siebenbürger Sachsen alle Freiheiten und Privilegien benommen, rief er — also erzählte man — ob dieser Schmähworte den Danziger Rathsmännern arg zürnend aus: sie lügens in ihre Hälse und ist klar am Tag, daß ich ihre (der Sachsen) Wohlfart mit neuen Privilegien und Gütern vermehrt habe.

So geachtet übrigens das Andenken des Königs im Lande war, eines seiner Werke, die von ihm mit großer Vorliebe geförderte Einführung der Jesuiten in Siebenbürgen, war von keiner Dauer. Zwar hatte der Landtag in Thorenburg (1579) dem Orden, der bereits im Lande war, den Aufenthalt in demselben zum Unterricht der Jugend bewilligt, aber als dieser in heißem Eifer „für das verfallene Haus Israel" bald weiter ging, erhob sich ein Sturm des Unwillens von allen Seiten. Stefan Bathori erkannte die Zeichen desselben und legte seinem Neffen Sigmund die Jesuitencollegien zu Klausenburg und Weißenburg als ein heiliges Vermächtniß ans Herz. „Die Arianer", sprach er „werden ihre Zerstörung fordern, deine Räthe Calviner und Lutheraner jene unterstützen, ketzerische Hofjunker ihnen beistimmen:

zu erhalte und beschirme sie, so lieb dir deine Seele ist". Als nun die Stände auf dem Landtag in Enyed im October 1588 dem Fürsten eine Klagschrift wider die Jesuiten übergaben, diese aber sich vertheidigten: wie sie nicht das Ihre suchten, sondern das, was Jesu Christi sei; wie man alle Religionsparteien, selbst Juden im Lande dulde, nur ihnen, den Erziehern des Fürsten, wolle man die Duldung versagen; allein sie wollten lieber in den Tod gehen, als des Fürsten und des Landes Heil den Feinden des Guten Preis geben: da löste der Fürst die Versammlung auf und berief die Völker auf Mariä Empfängniß (8. Dec.) nach Medwisch. Dort wollte zugleich Gezi von Alter gebeugt sein Amt niederlegen und Sigmund, der achtzehnjährige Jüngling, die Zügel der Regierung als selbstständiger Fürst übernehmen.

So strömten in der zweiten Decemberwoche 1588 die Stände erwartungsvoll von allen Seiten nach Medwisch zusammen. Ein Theil der „teutschen Herren" geängstet von der Pest die sich in der Stadt zeigte, harrte in Busd der Dinge die da kommen sollten; Albert Huet aber, der Hermannstädter Bürgermeister Johann Baier, die Rathsgeschwornen von Rösen und Mühlbach waren in Medwisch. Auch die „Bischöfe" der reformirten evangelischen und unitarischen Kirche waren dort anwesend und besuchten die Landtagsversammlungen. Wie nun der Fürst in sei-

nen Anträgen die Jesuiten gar nicht berührte, sondern aufforderte, das Kriegswesen „in gute Acht zu nehmen", auf seine Hofhaltung bedacht zu sein und anderes der Art, stellte die „ehrliche Landschaft" das Ansuchen, „da Seine fürstliche Gnaden in Enyed der Religionssachen halber gut Verheiß gethan, nach Gottes Gebot und der heiligen Schrift Anweisung für allen andern Dingen diese vorzunehmen". „Und dieweil" fuhren sie fort „die Jesuiten hier im Land rasen, der Landschaft ihrem Frieden und ihrer Seelen zuwider sein, derohalben wolle Ihre fürstlichen Gnaden dieselbigen Männer aus diesem Vaterland wegzuschaffen gnädiglich bedacht sein." Denn es sei ein, Gott und Menschen verhaßtes Geschlecht und werde allgemein für einen Feind des Vaterlandes gehalten, wie denn auch böse Exempel zu sehen seien in Frankreich, England und den Niederlanden.

Doch ging der Antrag in der Versammlung nicht ohne Widerrede durch. Es gab Einige, die sich der Jesuiten annahmen. Die Medwischer Kirche widertönt bald von „greulichem Schreien". Die „ungrische Priesterschaft oxirte etlichemal und zeigte des Papsts und der Jesuiten Händel an"; der sächsische Bischof sprach nichts in der Landschaft. Mitten im Getümmel traten die Jesuiten selber ein und begehrten das Wort, worauf „die Landschaft gar still zuhörte," wie sie sich und den Papst entschuldigten, „daß sie Niemanden fein-

Leid gethan, auch kein Wasser getrübet hätten"; wie sie nicht aus eigenem Antrieb sondern von den Landesfürsten gerufen hereingekommen und von der Landschaft angenommen wären, die sie jetzt als privilegirte Leute beschützen möge.

Als sie fortgegangen, fing „der Zank" wieder an und währte, wie Albert Huet erzählt, bis Nachmittag um drei, worauf da Niemand noch gegessen hatte, die Sache aufgespart wurde zum folgenden Tag.

Bis zu diesem, dem 12. December, riß die Spaltung je länger desto böser ein. Beide Parteien suchten durch Lockungen und Drohungen die Sachsen auf ihre Seite zu ziehen. Die Freunde der Jesuiten wiesen zurück, wie Stefan Bathori, der den Orden hereingebracht, die sächsischen Privilegien confirmirt habe, die „Landschaft" aber nach den sächsischen Zehnten trachte; an ihrer Spitze standen die Bathori, die vom Land abzufallen drohten, wenn man die Jesuiten ausweise; würde aber die „teutsche Nation" zu ihnen halten in dieser Sache, so würde es ihr gut gehen für alle Zeiten. Franz Gezi, der zu den Bathori gehörte, schickte an Albert Huet während er noch im Bett lag, einen Zettel, er wolle gern des Fürsten eigenen Willen ihm offenbaren, doch werde er nur bei Nacht heimlich und nicht am Tage ausgehen, worauf Huet Besorgniß schöpfte, es sei nur „ein Spiegelfechten" und die Sache schriftlich von ihm begehrte, womit aber Gezi zurück-

hielt. Dagegen warnten die Gegner der Jesuiten, wenn man sie im Lande dulde, so werde ihr Anhang überhand nehmen und bald auch über die sächsischen Mauern steigen. Da in der That die Jesuiten Anspruch auf die Güter der aufgehobenen sächsischen Klöster erhoben hatten und ihr Wesen im Lande der evangelischen Kirche feindlich gegenübertrat, hielten sich die sächsischen Abgeordneten nach „reiffem Rathschlag“ zu den Gegnern der Jesuiten und drangen den 12. December mit auf ihre Ausweisung, als man an diesem Tag aufs neue verhandelte: „ob man das Begehren wegen Ausweisung der Jesuiten fürstlichen Gnaden solle fürtragen oder nicht“. Albert Huet und „Einer von den sieben Richtern“ waren mit unter der Botschaft, die das Begehren „in Hannes Schullers Haus in der großen Stuben“ vor den Fürsten brachte.

Den andern Tag (13. Dec.) schickte Sigmund durch seinen Kanzler den Ständen den Bescheid, er könne wider das gute löbliche Exempel der Eltern nichts thun; die Landschaft möge von solchem Begehren abstehen und andere nothwendige Geschäfte tractiren.

Da wählte diese fünf und zwanzig Männer, darunter wieder Albert Huet war, die auf dem Rathhaus ihr Begehren schriftlich verfaßten und „alle Ursachen ordentlich zusammenklaubten“. Sie wiesen hin, die Jesuiten seien ohne vorausgegangene Einwilligung

ıes Landes hereinberufen worden; schon das sei un-
jesetzlich. Sie gaben zu, sie hätten die Jugend etwas
jelehret; aber bei ihren „Discipeln" herrsche großer
Muthwille. Sie selbst seien unruhige Leute, die hin
ınd wider wanderten und überall Kundschafter hätten.
Im ganzen Seklerland zögen sie umher und suchten
hre Lehre zu verbreiten; sogar in Wardein hätten sie
ine Kirche mit Gewalt genommen. In öffentlichen
Processionen ärgerten sie das Volk; mit wehrhafter
Hand gingen ihre Schüler mit; in Klausenburg hät-
en sie in den Gassen der Leute gelacht und gespöt-
elt und die Trabanten beim Stadtthor gestossen und
gescholten, welches etlichemal schier einen Aufruhr ge-
macht hätte. In allen andern Ländern, da sie einge-
etzt worden seien, wären viel und große Uneinigkei-
ten ja auch Blutvergießen geschehen; so in Spanien,
in England, in Frankreich. Hier hätten sie sogar blut-
verwandte Fürsten, auch mit Verletzung des eidlich
versprochenen sichern Geleits zu den Waffen an ein-
ander gereizt, „daß an einem Tag über 10000 from-
men Christen die Hälse entzwei geschlagen worden
davon das Blut wie rothe Bäche in den Gassen ge-
flossen". In Siebenbürgen aber seien sie immer und
zu jeder Zeit um den Fürsten und wer mit dem ge-
ringsten Wort etwas wider sie verübe, den verläum-
deten sie, als hätte er wider fürstliche Gnaden hart
gesündigt so lang, bis der Fürst seine Gunst von ihm

wende, also daß man sich keiner Sicherheit jemals zu getrösten habe.

Dies und noch viel Anderes schrieben die fünf und zwanzig Männer hin und baten Sigmund, er wolle Solches dem Land zu Gefallen thun; denn die ehrliche Landschaft vermeine, von der Sache nicht abzulassen, dieweil es die Ehre Gottes angehe und des Landes Frieden und Einigkeit.

Nach langem Harren erhielten die Stände durch den Kanzler den Bescheid: weil die Ehrliche Landschaft so heftig bitte, so wolle der Fürst ihr den Gefallen thun, die Jesuiten aus allen Orten wo sie bis jetzt gewesen zu entfernen und ihnen allein Koloschmonostor zum Aufenthaltsort anweisen. Hiemit möchten die Stände sich begnügen und dieweil die Zeit mit Schaden vergehe, andere nothwendige Sachen tractiren. Der Versammlung aber fiel es schwer, daß die Zahl der verhaßten Ordensglieder in Siebenbürgen wachsen solle, — denn nach jenem Anerbieten Sigmunds wären auch die aus Wardein hereingekommen; — in kurzer Zuschrift baten sie den Fürsten zum drittenmal, ihnen zu Willen zu sein, da es nicht möglich, daß jener Leben und Wesen im Land ohne Schaden abgehe; die Stände seien entschlossen, so lange nicht das Geringste vorzunehmen, bis man nicht die Sache „gänzlich entrichte“. Wie Sigmund solche Einmüthigkeit und Standhaftigkeit sah, gab er wenn auch

unwilligen Herzens nach und bestätigte den Landtagsschluß, daß die Jesuiten binnen fünfzehn Tagen das Reich verließen und ihr Orden nie mehr in dasselbe aufgenommen werde. Bekümmert sah Sigmund aus seinem Fenster den Abziehenden nach; nur sein Beichtvater Alfons Cariglia blieb bei ihm zurück.

Unter den Ständen aber war große Freude über diesen Ausgang der Sache; mitten in der Versammlung dankten die ungrischen Bischöfe Gott für seine Wohlthat und wünschten Allen, die so große Mühe gehabt „Glück, Heil, langes Leben und das Himmelreich“. Den folgenden Tag legte Johann Gezi seine Verwaltung nieder, welche die drei Völker dem Fürsten übertrugen, da er „nun so wacker sei, daß man ihn zur freiwilligen Regierung lassen könne“. Doch wurden ihm zwölf Räthe an die Seite gegeben — Albert Huet war darunter — „damit auf alle Sachen wohl gerathschlagt werden möge;“ auch sollte der Fürst „bis zu seinem vollkommenen Alter einen fürgestellten Mann haben, damit er in guter Zucht verharrete.“ Der Hofmeister solle zugleich sorgen, daß „Kuchel und Keller wohlgeordnet erhalten und versehen sei“.

In der evangelischen Pfarrkirche in Medwisch schwor Sigmund Bathori wenige Tage später (23. Dec. 1588) nach altem „löblichem Brauch“ den Fürsteneid, daß er das Land mit Gottes Hilfe nach allen

seinen Kräften wolle besorgen, beschützen und bewahren und seine Freiheiten und Gewohnheiten und die zuletzt beschlossenen Artikel ganz und unversehrt erhalten, so wahr ihm Gott helfe. In die Kirche aber hatte der Medwischer Stadtpfarrer Herr Simon Hermann seine „Cantores“ und Herr Stefan Bathori seine „Musica“ verordnet; als „der Actus geschehen,“ da sangen die Cantoren eine „feine Motete“, wozu der Posaunist blies und ein „subtiler wälischer Geiger“ geigte. Darauf sangen sie „Herr Gott dich loben wir“ und als der Fürst in rothem Sammtdolman und rothem Zobelmantel mit vergoldetem Säbel nach der Herberge ging, da geleitete ihn das Land, Jeder „in seinen besten Kleidern“, in Zobel- und Luxgewändern, in Damast und Sammt, mit Reigerfedern und perlgeschmückten „Puschen,“ und vor der Kirche und dem Rathhaus trompetete man und läutete mit allen Glocken. Während sie dann droben an zwölf Tischen von halb zwei Uhr mittags bis zehn Uhr in die Nacht beim Festmahl saßen und drinnen die wälschen Geiger musicirten, tönten draußen die Trompeten und Heerpauken, krachten die Schüsse der blauen Trabanten, donnerten der Stadt Haken und Falkonete und war ein „ziemlicher Freudenschuß.“

Daß die Verbannung der Jesuiten aus Siebenbürgen von Seiten der protestantischen Stände und die Mitwirkung der Sachsen dazu nicht ein Ausdruck

der Feindseligkeit gegen die katholische Kirche, sondern in ihrem Sinn nur gerechte Nothwehr gegen jener Angriffe war, bewies die, kurze Zeit darauf erfolgende Annahme des gregorianischen Kalenders. In der Zeitrechnung nämlich hatte man seit vielen hundert Jahren darin gefehlt, daß man das Jahr, d. i. die Zeit, welche die Erde braucht, sich einmal um die Sonne zu bewegen, um eilf Minuten und zwölf Secunden zu lang angenommen hatte. Das gab allmälig einen Irrthum von zehn Tagen; im Jahre 1582 fiel die Frühlingstag- und Nachtgleiche auf den eilften, statt auf den einundzwanzigsten März. Deswegen nahm Papst Gregor XIII. auf den Rath der gelehrtesten Sternkundigen eine Verbesserung des Kalenders vor; 1582 ging die katholische Kirche vom vierten gleich zum fünfzehnten Oktober über. Aber die Protestanten weigerten sich überall, diese Neuerung einzuführen. In Siebenbürgen nicht. Der Landtag beschloß schon im November 1590 ihre Einführung, die sächsische Synode wenige Tage später gleichfalls, obwohl viele Pfarrer dagegen eiferten und das Volk murrte. Das Christfest wurde den 15 December gefeiert und so der neue Kalender begonnen, während die Anhänger der griechischen Kirche im Lande bei dem alten blieben.

Auch den Reformirten gegenüber hat die evangelisch-sächsische Kirche nicht jene feindliche Stellung eingenommen, wie leider zu der Zeit oft die evange-

lische Kirche in Deutschland. Während man hier in evangelischen Gotteshäusern für die Ausrottung der „calvinischen Ketzerei“ betete, haben die Sachsen dem bedrängten Genf Liebesgaben und Almosen gesendet und sich der Dankbriefe Theodor Bezas erfreut.

Ebenso wenig aber machte die Einführung des neuen Kalenders, oder die Verbannung der Jesuiten den Angriffen der Katholiken und Reformirten auf sächsisches Gut ein Ende. Forderte doch 1592 der Kanzler Kovacsocci abermals die unentgeltliche Abtretung einer Zehntquarte; dann werde man nichts mehr von ihnen verlangen. Auch das Recht, die evangelischen Pfarrer einzusetzen wollte er für den Fürsten in Anspruch nehmen. Albert Huet, der Hermannstädter Bürgermeister Johannes Waida und der Superintendent Lucas Ungleich legten dem Fürsten in Großau die alten Freibriefe vor, der sofort von den Forderungen abstand. Bei dem Kanzler halfen „goldne Gründe“. Als man ihm die Pergamente zeigte, klagte er über Augenschwäche: er vermöge die Schrift nicht zu lesen. Nach wiederholten Vorstellungen, auf die immer dieselbe Antwort erfolgte, gingen endlich den Pfarrern die Augen auf; als sie dem blinden Mann das „wahrhaft königliche“ Geschenk von 80 Gulden gebracht, rief er aus: ich sehe, Ehrwürdige Herren, ihr habt die besten Privilegien, denen nicht einmal der Fürst etwas anhaben wird.

Wenn solche Gesinnung dort oben herrschte, wel-
e Rechtsachtung konnte in den andern Kreisen wal-
n?

31.

Wie Albert Huet das Sachsenrecht vertheidigt.

1591.

Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit.
Schiller.

Das zeigte sich gleich in den ersten Jahren der Selbstverwaltung Sigmunds, wo man bald anfing „des kindischen Regiments Nutzbarkeit“ im Land und besonders „unter den viel bedrängten Sachsen“ zu spüren. Denn neben den vielen ungewöhnlichen Zinsen, die Sigmund für sich erpressen ließ, erhoben sich zahlreich die ungrischen Edelleute und gaben trotzig für: billig solle man die Sachsen zu allen Landeslasten und Beschwernissen brauchen, da sie nur Gäste, Fremdlinge und Siedler in dem Land seien. Denn da die Unger und ihre Altväter, die Hunnen, der Sachsen Vorfahren ausgejagt, daß nur dero Reliquien überblieben, müßten die heutigen Sachsen ohne Zweifel nur aus Gnaden der Hunnen da sein, damit man ihrer Arbeit, bevoraus da sie meistentheils Handwerker, desto besser genieße. Wie es nämlich der Türk mache, wenn er ein Land überkäme, er erschlüge oder

führe die besten Einwohner davon und behielte nur den Pöbel zu seiner Arbeit als leibeigene Unterthanen: also hättens auch die Unger in Siebenbürgen mit der Sachsen Vätern gemacht, deren „Blum" sie erschlagen oder fortgejagt; das übrige Bauernvolk aber hätten sie am Leben gelassen und auf ihrem, nunmehr mit dem Schwert erworbenen Boden zu ihrer Arbeit geduldet, weshalb die heutigen Sachsen von rechtswegen der Unger Peculium, d. i. Eigenthum sollten genannt werden.

So sprachen die ungrischen Edelleute und was sie thaten, war ihren Worten gemäß. Sie ließen sich vom Fürsten sächsische Zehntquarten schenken und drückten das Volk mit schwerem Unrecht. Sie trieben ihre Heerden auf Sachsenboden, wo sie Saaten und Wiesen niedertraten und Aecker und Wälder verwüsteten. Auf Reisen durch das Sachsenland forderten die Adeligen und Hofbeamten sammt ihrem zahlreichen Gefolge unentgeltliche Vorspann und Beköstigung und mißhandelten wer ihnen nicht zu Willen lebte. Was sie so thatsächlich ausübten, fingen sie nun mehr noch als früher an mit scharfen Worten als ein geschichtliches und natürliches Recht darzustellen; es war kaum abzusehen, was aus alle dem noch kommen werde.

Solcher Besorgniß voll trat 1591 die Universität der Sachsen zusammen „diesem, aus unachtsamer Leut unnützem Gespräch erwachsenden Unheil einmal mit

tapferm Gemüth zu begegnen" und „von gründlichen Wegen" zu rathschlagen, „welchergestalt doch dieser spöttische Glimpf von unserm edeln Geschlecht möge abgeschafft werden". Sie beschlossen, es solle Albert Huet in Gegenwart des ganzen Landes oder des Fürsten und seiner Räthe „eine grundausführliche Sermon von der Sachsen Ursprung, Leben, Handel und Wandel" halten und der schwache alte abgemattete Krieger, wie er sich selbst nannte, ließ sich „diese Sach auszuführen gerne auferlegen". Mit großem Geleite aus den sächsischen Städten zog er nach Weißenburg und entledigte sich den 10. Juni 1591 in Gegenwart des Fürsten, seiner Räthe und anderen Großen seines Auftrags.

Die lateinische Rede Albert Huets, in der er sein Volk „gegen den feindlichen Zahn böswilligen Neides" vertheidigte, ist zwar nicht ohne geschichtliche, jener Zeit anhaftende Irrthümer, namentlich was die Herkunft der Sachsen betrifft, im ganzen aber ein schönes Zeugniß gewandter Rednergabe, erhebender Begeisterung für Volkswohl und furchtlosen Freimuths.

Von zwei Stücken will „der greise Krieger" handeln und sie fleißig erwägen: das erste, zu wem er gekommen, wer und was derselbe sei; des andern, wer und was die seien, die bittweis dahin gekommen.

Nachdem er im ersten Theil nicht ohne Uebertreibung das Lob Sigmunds erhoben und seine Tu-

gend gepriesen, auch seine Freude ausgesprochen darüber, daß der Fürst durch der Stände Wahl seine Stelle erhalten und dem Allmächtigen gedankt, daß er „in diesem Winkel der Welt durch sein heiliges purlauteres Wort eine christliche Kirche gesammelt", geht er zum zweiten Theil über: „wer die seien, die anhero gekommen".

Sachsen seien es, die ihren Namen hätten vom lateinischen Wort saxum, welches so viel als einen harten Felsen bedeute, daß sie tapfere mannhafte starke und standhaftige Leute seien. Oder wie Andere den Namen ableiteten aus dem uralten deutschen Wörtlein Sachs, das so viel als ein zweischneidig Schwert bedeute und auch noch unter den Sachsen im Schwang sei, wie Se. Durchlaucht in Hermannstadt auf dem Schwerttanz selbst augenscheinlich erfahren.

Dieses Volkes alten Ursprung, fährt Huet fort, bezeuge eine große Zahl alter und neuer glaubwürdiger Geschichtschreiber; sie beweisen daß die Sachsen in Siebenbürgen eines Geschlechts und Herkommens seien mit den Gothen, Daken und Saken, die alle dem deutschen Volksstamm angehörten und von dem letzten Ausdruck stamme die ungrische Benennung Szász. Des Volkes Streitbarkeit und Tapferkeit aber beweise der Glanz seiner Thaten in Ungern und Siebenbürgen. Denn wie König Geisa, des blinden Bela Sohn, von grausamen barbarischen Völkern

seines Reiches beraubt, drei Jahre in Deutschland das Elend bauen müssen, habe er sich nicht geschämt, von den sächsischen Fürsten Kriegsvolk, Obristen und Heerführer zu erbitten, die denn gekommen, den Feind gesehen und besiegt. Und von ihnen stammten viel stattliche Geschlechter in Ungerland und von ihren sieben castris oder Burgen die sie gebaut habe das Land Siebenbürgen den Namen bekommen. Nach vielen ruhmreichen Thaten habe dann der König einen Theil jener Heerscharen mit stattlichem Raub und herrlichen Gaben reichlich beehrt in die Heimat entlassen; „denn hilf Gott", rief Huet aus, „wenn allen Sachsen so dazumal sind ankommen, Land und Erbgut hätte sollen gegeben werden, es hätt ein ganz Königreich nicht zudienen können".

Dem andern Theil aber, der zurückgeblieben, habe König Geisa Grund und Boden verliehen, worauf sie sich festgesetzt und so lang gestritten, bis ihre Spieße und Schwerter sich in Pflugeisen verwandelt hätten. Darnach wären sie mit stattlichen Briefen, Privilegien, Freiheiten und Vortheilen nicht nur geziert, sondern so stark und steif bekräftigt worden, daß keine Veränderung der Fürsten oder Aufstand der Großen, nicht stürmische Zeit noch betrügliche Nachstellung sie hätten umstoßen können. Den Grund von alle dem aber zeige des Nationalsiegels Umschrift an, die da lautet: zum Schutz der Krone. Und damit das Volk mit

den andern Völkern des Landes nicht in Zwietracht komme, hätten die Fürsten es von diesen geschieden wie mit einer Mauer, wie denn im Freibrief König Andreä des andern geschrieben stehe: von Draas bis Broos soll Ein Volk sein und unter Einen Richter gehören. Auch hätten die Sachsen allen Fürsten die altväterliche Treue und Tapferkeit bewiesen und das Land habe geblüht im Schmuck ihrer Städte.

„So ist", fuhr Huet fort, „des Königs Geisa Trübsal und Elend in Glück und Freude verkehrt worden; ja diese hat sich auch auf die nachfolgenden Fürsten ausgedehnt und heute noch genießt dieselbe Eure Fürstliche Durchlaucht, indem sie von diesem Volk einen nicht geringern sondern viel größern Zins bezieht, als von den andern Nationen. Darum können wir nicht umhin, den spöttischen Worten zu entgegnen, die so Viele unserm Volk vorhalten. Ihr seid nur Gäste, sagen sie, Zukömmlinge und Fremde, nicht Einheimische und Bürger; nur Schuster, Schneider und Kürschner, nicht Kriegsleute und Vertheidiger des Reichs. Darauf sage ich also: es ist wahr, wir sind Gäste gewesen, wie es geschrieben steht in König Andreä Brief. Grade das aber rechnen wir uns zur Ehre. Denn wir sind eingeladen worden von König Geisa, seine Majestät wieder einzusetzen und haben das gethan mit Ehren. Darum sind unsere Väter zurückbehalten worden auf diesem mit dem Schwert er-

den und darum sind wir nicht mehr
sondern bestätigte Bürger des Landes
wie Einige falsch und ungerecht behaup-
sondern Unterthanen und liebe Getreue-
ist nicht nur aus Freibriefen, sondern auch
hen Sendschreiben, deren wir ganze Laden
und auf dem Rathhaus zu unserer Ehre
achkommen Gedächtniß aufbewahren. Daß
ster und Schneider Zunftleute sind, da sei
r gelobt, daß endlich so friedliche Zeiten ge-
sind, daß man sich mit Schuhmachen mag
und E. F. Gnaden einen dicken fetten und
ien Zins kann geben. Oder hat nicht Gott
arbeiten befohlen? Im Schweiß deines An-
sollst du dein Brot essen steht es geschrieben.
Fürsten, Kaiser und Könige haben sich des
erks nicht geschämt. Sultan Soliman hat
machen können; Maximilian der römische Kai-
r Goldschmied und der Apostel Paulus ist ein
chmacher gewesen. Darum soll E. F. Durchlaucht
ieber dulden und wir wollen sie viel lieber tra-
die Namen: szöcs, szabo, varga, Kürschner,
ister, Schneider als dulo, foszto, koborlo, Diebe,
rder und Räuber. Nichtsdestoweniger kann dieses
lk zur Zeit der Noth auch zu den Waffen greifen.
iuben E. Durchlaucht was ich kühnlich verspreche
sie nach geringer Uebung Alles gegen den Feind

wagen, so wohl ertragen sie Hunger und Durst, Frost und Hitze, sind weder dem Schlaf noch dem Wein ergeben, in Reisen und Plagen unermüdlich. Und siehst du auf ihren Glauben, so ist er rein und unverfälscht aus dem lautern Wort Gottes genommen nach Art der ursprünglichen apostolischen Kirche, die nicht weicht noch wanket, sondern sich immerdar gleich bleibet und unverrückt fest steht."

Darum fordert Huet, indem er zuletzt der Sachsen Bitte vorbringt, Recht und Gerechtigkeit. Der Sachsen Privilegien würden angefochten, ihr Hab und Gut geplündert, um so gewissenloser da Alle von der Sachsen Städten, wohlgebauten Häusern, großen Dörfern, Burgen und Kirchen schlößen, daß ihr Reichthum unermeßlich sei, da sie doch allwärts erschöpft und ausgesogen wären. Solch ein Zustand schmälere den Ruhm des Fürsten und schädige des Landes Freiheit, sintemal die Sachsen dessen dritte ständische Nation seien und ihre Städte Niemanden eigen wären, sondern unter die Krone gehörten als königliche freie Städte. Darum solle der Fürst nicht gestatten, daß so Viele sich erhöben, die da sprächen: so will ichs; so befehl ichs; wir sind Edelleute, ihr unedel! Wollte Gott daß sie edel wären von schönen Tugenden! Wenn jeder gemeine Edelmann seine Hörigen schirme, warum schütze der Fürst nicht seine Unterthanen, seine lieben Getreuen? Wenn schon drei Nationen

im Lande seien, so sei doch nur ein Regiment, das mit einer Wage messen müsse, auf daß der Zwiespalt in Eintracht sich verwandle. Schaffen müsse der Fürst, daß wer die Sachsen beleidige meine, er beleidige des Fürsten Krone, Scepter und Augen, daß Niemand ihre Güter und Freiheiten antaste, wie die Landesverfassung und das göttliche Recht es fordere. Solches werde das sächsische Volk mit Treue und Hingebung zu verdienen streben und freudig für ihn in den Tod gehen; dann werde er wie jener würtembergische Fürst getrost und ohne Sorgen jedem Unterthan das Haupt in den Schoß legen können; dadurch werde er seines Namens Ruhm vermehren, sein Gewissen rein erhalten, vor Gottes Richterstuhl einst richtige Rechenschaft thun können und darnach die unverwelkliche Krone des ewigen Lebens empfangen.

Also sprach Albert Huet, „dieser fürtreffliche Herr", im hohen Saal zu Weißenburg vor dem Fürsten und seinen Räthen. Die Rede verfehlte des Eindrucks nicht und der Kanzler sprach gütige Worte darauf. Aber schon wenige Wochen später beschlossen die Unger und Sekler auf dem Landtag die Einziehung einer sächsischen Zehntquarte und forderten, durch Hueis Dazwischenkunft wieder vergebens, des Fürsten Bestätigung, indem sie vorgaben, die Sachsen hätten beigestimmt. So wollten sie „des kindischen Regimentes Nutzbarkeit" für ihre Zwecke mißbrauchen, bis kurze

Zeit darauf aus des Fürsten Unselbstständigkeit, auf die sie rechneten, und aus seinem Wankelmuth der entsetzliche Sturm losbrach, der vernichtend hinfuhr auch über ihre Häupter.

32.

Neue Ehren- und Schreckenstage.

1592—1603.

Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Schiller.

Seit der Schlacht bei Mohatsch glich Siebenbürgen einem Schiff auf stürmischem Meer, das vom Wind bald hieher bald dorthin geworfen wird. Oesterreich und die Pforte stritten um seinen Besitz. Zwei Menschenalter waren in fast ununterbrochenem Kampf verflossen, ohne daß das Haus Oesterreich im Stand gewesen sein gutes Recht zu erlangen; müde des langen Krieges anerkannte Maximilian II. im Frieden zu Prag 1571 die Unabhängigkeit Siebenbürgens. Doch wurden dadurch die gegenseitigen Beziehungen nicht feindlicher oder erbitterter; Albert Huet konnte bis zum Jahr 1574 in Maximilians Diensten bleiben; ja als nach dem Ausgang des Hauses Zapolya die katholischen Bathori den Fürstenstuhl bestiegen, fiel jenes Hinderniß, das bis dahin Glieder des Kaiser-

hauses mit frommem Abscheu vor einer „heurat vnd freuntschafft“ mit „dem gottlosen Ketzer“ erfüllt und die Annäherung der herrschenden Geschlechter erschwert hatte. Die Einführung der Jesuiten ins Land mußte oben die Neigung nach Wien verstärken; Alfons Cariglia hörte nicht auf in diesem Sinne zu wirken und wenn die Reformirten und Unitarier die von den Türken geschirmte Glaubensfreiheit nach Konstantinopel zog: die Sachsen, obwohl durch und durch Protestanten, rief die Stimme des Blutes und der Bildung fortwährend zum verwandten Fürstengeschlecht, zum Mutterland.

So waren die Verhältnisse, als Sigmund Bathori die Verwaltung übernahm, die er nach Laune und Willkühr führte. Bald nicht zufrieden in Siebenbürgen bot er dem Sultan 100,000, dem Großvezier 50,000 Dukaten für den polnischen Thron. Und doch fehlte es dem Schatz jederzeit an Geld; zu der ordentlichen Steuer mußte Kronstadt in einem Jahr 2000, die übrigen Städte 8000 Gulden zahlen. Sogar als der Fürst sich vermählte, fehlte der Wein zu den Hochzeittischen; die sächsische Geistlichkeit mußte dem Mangel mit 36 Fässern abhelfen. Um die Kosten zu einer Rüstung gegen die Türken zusammenzubringen, war man gezwungen eine Pfennigsteuer auf die Kornhausen aufzuschlagen, ja vom Lohn eines jeden Dieners vier Denare zu fordern.

Grade mit jenem Gedanken aber trug sich Sigmund unablässig. Das türkische Joch lastete schwer auf ihm; der Großvezier Sinan Pascha nannte ihn einen Knecht und Hund; sein Beichtvater Cariglia, der Papst Clemens VIII. mahnten dringend zur Verbindung mit dem christlichen Kaiser. Doch als der Fürst auf dem Landtag auf Abfall von der Pforte und Bündniß mit dem deutschen Kaiser antrug, murrte, der Macht des Türken, der Entfernung der Hülfe und des frühern Druckes der deutschen Führer gedenkend, die Mehrzahl, der hohe ungrische Adel vor Allen, bis Sigmund nach vielen Wirren seine Gegner ohne Verhör und Urtheil hinrichten ließ, darunter seinen eigenen Vetter Balthasar Bathori und den Kanzler Wolfgang Kovaciocci (1594). Sofort sandte er Abgeordnete nach Prag, Albert Huet und Johann Singer aus Kronstadt unter ihnen (1595); es kam ein Bündniß mit Rudolf zu Stande und Sigmund erhielt die Hand der Erzherzogin Marie Christine, der Tochter Karls von Steiermark.

In dem Krieg, der nun gegen die Türken entbrannte, führte Huet als Sachsengraf das Aufgebot seines Volkes. Die alten Gaue, der Hermannstädter, der Medwischer, das Burzenland, das Rösnerland hatten je tausend Büchsenschützen gestellt und eine Anzahl Reiter; ein Jahrzehent später noch rühmten die kaiserlichen Sendboten, wie Huet ihr Führer in diesen

„bei Temeschwar und in der Walachei, bei
›erungen von Tergowischt und Gurgiu an
ıu und beim Abbrechen der Brücke, die die
iber diesen Strom geschlagen, unerschütterli-
denmuth bewiesen, wie er nicht geachtet der,
über sein Haupt pfeifenden Kugeln".
h Sigmund Bathori ehrte die Tüchtigkeit
Er machte ihm 1596 ein Geschenk von 100
auf vier Jahre, die er an die sächsische
anwies, verdoppelte sie bald darauf und
ihm sie auf lebenslang. Nicht minder erkannte
serliche Haus die Bedeutung und Treue des
s, der so fest an Oestreich hing: „dieweil ich
eutscher Nation bin" schrieb er an Rudolf den
ıuar 1597 „und dem kaiserlichen Hof von Ju-
uf treulich gedient, habe mich auch höchlich be-
Euer Majestät aufrichtig zu dienen, davon ich
en, auch hinfüro nicht abzulassen. Und gleichwie
Weiße im hochlöblichen österreichischen rothen
in der Mitte ist, also ist der Candor (die Lau-
in meinem Herzen gegen Eure Majestät in
Sachen". „Die vorzügliche Reinheit deiner Ge-
gen" erwiederte Rudolf den 28. März desselben
„gegen uns und unser erlauchtes Haus und
Eifer für das Wohl der Christenheit haben
it Wohlgefallen aus Vieler Zeugnissen ersehen;
nst dir von unserer Gnade alles Gute verspre-

chen. Wir setzen auf dich ein besonderes Vertrauen". Ebenso ehrenvoll behandelten Huet der Fürstin Mutter und Bruder und die Fürstin selber. Marie Christine nahm Antheil an seinem häuslichen Leben; es ist rührend, wie sie ihn mit den Worten christlicher Ergebung tröstet, als ihm sein Sohn gestorben: noch Schwereres müsse man erdulden, weil es menschlich sei und vom Schicksal der Sterblichen durchaus nicht zu trennen.

In der That sollte bald sie selber zusammt Huet und seinem Volk in schwere Widerwärtigkeit kommen.

Sigmund Bathori, unstäten und wankelmüthigen Sinnes wollte sich plötzlich von seiner Gemalin scheiden lassen und das Land an Rudolf abtreten. Er war von dem Gedanken nicht abzubringen; der Kaiser mußte Siebenbürgen gegen die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor übernehmen. Seinen Abgeordneten, die Huet, wie der Kaiser an ihn schrieb, mit Rath und That unterstützen solle, schworen die überraschten Stände im April 1598 den Eid der Treue und sie gelobten, der Kaiser werde des Landes und der Kirchen Rechte im gegenwärtigen Zustand erhalten. Bald darauf bereute Sigmund was er gethan und da Maximilian der Erzherzog zur Uebernahme der Landesverwaltung noch nicht gekommen, kehrte Sigmund um und wurde im August 1598 wieder als Fürst anerkannt. In wenigen Wochen des Landes aber-

mals überdrüßig trug er es aufs neue dem Kaiser an; doch während er noch unterhandelte, zwang er im März 1599 seinen Vetter den Kardinal Andreas Bathori die Fürstenwürde anzunehmen und verließ das Land.

Daß die Sachsen den hohen katholischen Kirchenfürsten mit Besorgniß auf dem Fürstenstuhl gesehen ist leicht glaublich. Seine ersten Schritte bestärkten sie darin. Er forderte vom Bistritzer Rath zu gestatten, daß Sigmund Bathori im aufgehobenen Bistritzer Kloster seine Wohnung aufschlage ein halbes Jahr; er werde sorgen, daß ihrem Glauben und ihrer Freiheit daraus kein Schade erwachse. Der Rath bat sich Bedenkzeit aus; er mochte sich der Hunyadischen Zeit erinnern und schrieb den „wichtigen Handel" an die Universität. In Hermannstadt hielt man die Forderung für ungerecht; doch schrieben sie nach Kronstadt, ob aus der Weigerung nicht größeres Uebel folgen könne; werde der Fürst im Unwillen ob der abgeschlagenen ersten Bitte nicht das Nösnerland für sich behalten? Dagegen erwiederten Stadtpfarrer Richter und Rath von Kronstadt: man müsse Gottes Zorn mehr fürchten, als den des Fürsten; Satans Betrug sei hier verborgen; was einer Stadt geschehe, werde man bald allen andern thun wollen; gegen die Verschenkung des Nösnerlandes stehe des Fürsten eigener Eid, der die Landesrechte beschworen. So sprach auch

die Universität; der Fürst ließ die Sache ruhen. Dagegen waren die sächsischen Pfarrer genöthigt, den leeren Keller des Fürsten aufs neue mit 60 Fässern zu füllen; statt des Darlehens von 3000 Gulden, das er gleichzeitig von ihnen forderte, machten sie ihm ein Geschenk von 2000.

Andreas Bathori konnte der Gaben, wie er bei Jagd und Fischfang begann, sich nicht lang freuen. Michael der Woiwod der Walachei, fiel ins Land, um es, wie er vorgab, für Rudolf in Besitz zu nehmen. Die Sekler, zürnend über den Verlust ihrer alten Freiheit, die ihnen Johann Sigmund wegen ihres Aufstandes 1562 genommen hatte, gingen meist zu ihm über. Unerwartet erschien er im Burzenland und lagerte bei Tartlau. Die Aufforderung zur Uebergabe wiesen die Kronstädter zurück; wenn Gott sein Unternehmen begünstige, versprächen sie ihm treu zu sein. Inzwischen wüsteten seine zuchtlosen Haufen weit und breit; in Tartlau ließen sie kein einziges bewohnbares Haus zurück; Marienburg und Nußbach legten sie in Asche; auf die Burg in Heldsdorf liefen sie sechsmal Sturm, bis es dem Woiwoden gelang, ihnen Einhalt zu thun. In Eile gegen Hermannstadt vordringend traf er bei Schellenberg auf die Truppen Andreas, der den Einfall lange nicht glaubend endlich von streitbarer Mannschaft zusammengerafft was er bekommen und Huets Rath nicht achtete, unter Her-

mannstadts Mauern zu lagern und des weiteren zu warten, da Michaels Heer im fremden Land sich nicht lang halten werde. So geschah die Schlacht am Tag Simonis und Judä (18. Nov.) 1599. Das Heer zählte etwa 5000 streitfähige Männer; auf dem rechten Flügel wehte das Banner der Sachsen, geführt Kronstädter berühmtem Hauptmann Georg Aradi. Die Schlacht wurde nicht sowohl verloren als die Siebenbürger sie aufgaben; der Fürst wurde auf der Flucht von Seklern ermordet. Dreihundert Sachsen waren gefallen.

Nun durchzogen die Sieger mit Raub und Mord das Land. Von allen Seiten erhoben sich die Walachen zu Unthaten jeder Art; in Großau bohrten sie dem Pfarrer einen Zimmermannsbohrer in das Rückgrat und hingen ihn daran in der Sacristei auf, bis er den Geist aufgab. Alle Dörfer im Unterwald wurden geplündert und verbrannt; wer sich nicht in der schützenden Burg bergen konnte, floh in Wald und Gebirge. So wütheten sie, daß selbst Michael am Anfang des Jahres 1600 den Sachsen den größten Theil der Steuern erlassen mußte, „weil" wie er sagte „die sächsische Nation durch vielfältiges Rauben, Plündern und Mordbrennen der walachischen Truppen in die äußerste Dürftigkeit und das kläglichste Elend gerathen". Um diese Unbilden vergessen zu machen, machte er Vergabungen an den Sachsengrafen und den Bür-

germeister von Hermannstadt und schützte die Geistlichkeit im bisherigen Zehntbesitz.

Aber die Gemüther des Volkes blieben ihm abgewandt, um so mehr, als er endlich den Schein von sich warf und im Juli 1600 die Stände zur Huldigung für sich, nicht für Rudolf zwang. Der ungrische Adel, den Michael ausrotten zu wollen schien, sann auf einen Aufstand; er wandte sich an den kaiserlichen Hof und rief den kaiserlichen Feldherrn Basta aus Oberungarn herein. Aus dem Lager vor Thorenburg forderte er die Sachsen zur Mithilfe auf; „da wir" schrieb er unter dem 2. September 1600 an sie „alle, das Wohl und die Ehaltung dieses armen Landes bezweckenden Angelegenheiten mit Euch einverständlich geleitet haben und Euch ebenso wie uns diese schreckliche Verwüstung und Zerstörung empfindlich sein wird, so bitten wir Euch freundschaftlichst, daß auch Ihr in diesen gefährlichen Zeiten mit Eurem Kriegsvolk ohne allen Verzug Euch bereit haltet und dasselbe ohne Aufschub zu uns aufbrechen lasset. Es wird uns dadurch unter Gottes Beistand gelingen, das Land von diesem entsetzlichen Joch und der unerträglichen Last zu befreien."

Noch abends um acht Uhr berief der Hermannstädter Bürgermeister Lucas Enyeter den äußern und innern Rath, als er das Schreiben erhalten. Wie sie des andern Tages nachmittag wieder zusammentraten,

ım einen Entschluß zu fassen, schien der Abfall von
Michael Manchen bedenklich des Gewissens wegen,
is sie nicht vom geschwornen Eid entbunden seien.
Doch der Stadtpfarrer Christian Lupinus um Rath
efragt erklärte: die Erhebung sei gerecht „da Michael
ein Fürst sondern ein Tyrann, kein Statthalter son-
ern ein Mameluk und Verläugner des Christenthums
ei.“ Nur sollten sie den Eid, den sie Rudolf geschwo-
en, in Treue halten. So entschied sich denn die Stadt
inmüthig und schickte Briefe und Boten an die säch-
schen Stühle und Distrikte, sie zum Kampf gegen
Michael zu rufen. Das brachte auch in Kronstadt die
Sache zum Ausschlag, dessen Rath auf die Zuschrift
es ungrischen Adels bisher vor dem Gedanken des
Abfalls zurückgeschreckt; am Abend des 15. Sonntags
ach Trinitatis wurde von Rath und Gemeinde unter
roßem Jubel der Schluß gefaßt: man solle das
Schwert ziehen gegen Michael. „Dem lieben Gott sei
ob, Ehre und Dank gesagt“ schrieben die Medwischer
ıach Hermannstadt „daß einmüthiglich die Sache soll
ıngegriffen werden, da dann wir uns sämmtlich nicht
paren wollen, damit wir aus der Hand des blutdür-
igen Tyrannen erlöset mögen werden“ und einen
Tag darauf: „der allmächtige Gott der allen imperiis
Maß Ziel und gewisse terminos setzt, wolle auch ge-
enwärtiger Tyrannei zu ihrem letzten Ende helfen
nd unser liebes Vaterland erretten“.

Nun begann der Streit aufs neue an allen Orten. Schon war der Kronstädter Banner im Begriff nach Hermannstadt aufzubrechen, als an 4000 Sekler in die Bozau rückten und walachische Haufen ins Burzenland fielen. Von Kronstadt bis znm Alt floß in täglichen Gefechten das Blut; an einem Tag brannten Tartlau, Honigberg, Brenndorf, Petersberg, Heldsdorf, Neudorf, Marienburg, Rothbach, Nußbach. Ebenso wütheten Feuer und Schwert im Zibinthal. In glücklichem Kampf warfen die Hermannstädter einen feindlichen Heerhaufen, der den rothen Thurm besetzt hatte, in die Walachei zurück; streifende Schaaren rächten sich dafür durch Brand; Sakadat, Gerhardsau, Rothberg, Neudorf, Thalheim, Salzburg, Groß- und Kleinscheuern wurden ein Raub der Flammen.

Den Jammer des Krieges schneller zu enden, versuchte Huet die Sekler, die in Michaels Heer stritten, ins Lager des Vaterlandes zurückzubringen. Im Auftrag der Stände schickte er den 10. September 1600 einen Hermannstädter Rathsmann an die Háromßeker. Doch vergebens erinnerte er sie an die alte Einigung mit den Brüdervölkern, unter der sie bis dahin in gesetzlicher Ordnung gelebt und den Namen Gottes ungestört angerufen. Umsonst wies er sie auf die Tyrannei hin, die jetzt das Vaterland drücke; umsonst versprach er für ihre Mithilfe die Aufrechthaltung der alten Verfassung; umsonst zeigte er ihnen die Gefahr,

er sie entgegengingen, wenn sie sich gegen das kaiserliche Heer und die beiden Nationen setzten, die Mann für Mann in den Waffen stünden. „Bei so gestellten Sachen" hatten die Sachsen geschrieben „ermahnen wir Euch freundschaftlich und brüderlich, stehet auch Ihr dem Lande bei und streitet mit uns zusammen für die Freiheit des Vaterlandes. Gott lenke Euch zu allem Guten."

Doch das Schwert sollte entscheiden. Wenige Tage darauf (18. Sept.) traf das vereinigte kaiserliche und siebenbürgische Heer, zu dem 1800 sächsische Reiter gestoßen waren, bei Mirißlo auf den Feind; Bastas umsichtige Führung trug den Sieg davon; 3000 von Michaels Truppen deckten das Schlachtfeld, darunter eine großr Menge Sekler. Das fliehende Heer verwüstete den Leschkircher und Schenker Stuhl mit Mord und Brand; 800 Bauern erschlugen sie in dem letztern auf einmal; dem Repser Stuhl drohten streifende Sekler Verderben. Das vereinigte siegende Heer rückte nur langsam nach; den 27. Sept. schlugen sie das Lager vor Hermannstadt auf, woher Basta die bedrängten Kronstädter, — welchen der Feind schon die Vorstadt anzündete, während ihre Heerhaufen des Michael Sohn bei Törzburg schlugen und den Feind aus der Bozau vertrieben — mit dem Versprechen baldiger Hilfe zur Ausdauer ermahnte. Doch lag das Heer eine ganze Woche vor Hermannstadt still,

in der die deutschen Truppen Bastas alle Früchte verschlangen und alle Dörfer der Umgegend verwüsteten, die der Feind noch übrig gelassen hatte.

So jammervoll war die Lage, worin Michael das Land gestürzt. Darum beschlossen die Stände, daß der Schlachttag von Mirißlo, an welchem „Gott das arme Siebenbürgen von des unmenschlichen Tyrannen Wüthen gnädigst errettet“ fortan als ein Festtag solle gefeiert werden; an die Sachsen aber schrieb Kaiser Rudolf den 4. Nov. 1600 aus Prag voll tiefer Anerkennung der Opfer, die sie für ihn und sein Haus gebracht. „Sobald wir erfahren“ sprach er, „daß Siebenbürgen wieder unter unsre Botmäßigkeit zurückgeführt sei, haben wir für unsre erste Pflicht gehalten, vor Allem zu Euch ein Wort der Ermuthigung zu sprechen, die Ihr nach Herkunft und Sprache und was mehr ist als Alles, nach angestammter Reinheit der Gesinnung Deutsche, d. i. unsers Blutes seid. Unsere Räthe und Untergeordnete, die wir in diese Gegenden geschickt, haben uns mitgetheilt, wie eifrig Ihr zu jeder Zeit und so auch in den Tagen dieser jüngsten Umwälzung gewesen, Uns Eure Treue zu bewähren. Wohl gefällt uns diese ausgezeichnete und vorzügliche Neigung, die Ihr gegen Uns hegt und die Sorgfalt, die Ihr für Euer eigenes Heil tragt. Daher haben Wir dem Führer Unserer Truppen und Unsern Räthen ernstlich befohlen und aufgetragen, in Allem

esondere Rücksicht auf Euch zu nehmen und lassen es
Uns angelegen sein, daß Euch die Treue, mit
der Ihr Uns ergeben seid, nicht gereue!"

Doch kaum hatten die Sachsen Rudolfs tröstendes Schreiben empfangen, so änderte sich die Lage der Dinge. Als die Stände Rudolf geschworen, schickten sie Abgeordnete nach Prag, darunter den Hermannstädter Bürgermeister Lucas Enyeter und baten, der Kaiser möge den Erzherzog Maximilian zur Verwaltung des Landes herabsenden, den Woiwoden Michael aber, der kühn genug nach Prag geflohen war, der verdienten Strafe unterziehn. Aber der Hof zögerte mit der Antwort grade als ein neues schweres Gewitter heraufzog. Sigmund Bathori nämlich, wetterwenderischen Sinnes, wie er war, gedachte in Polen, wo er sich aufhielt, mit Schmerzen des verlassenen Fürstenstuhls und entschloß sich, ihn wieder zu gewinnen. Er schickte polnische, türkische, tartarische Heerhaufen gegen Siebenbürgen; es ging das Gerücht von türkischen Drohungen falls man ihn nicht annehme. Das benützten seine Anhänger aus dem ungrischen Adel, Stefan Tschaki der Landeshauptmann, Moses Sekely der an der Spitze eines Söldnerhaufens stand. Mit Gewaltmitteln setzten sie es auf dem Landtag in Weißenburg (4. Febr. 1601) durch, daß Sigmund Bathori zum drittenmal zum Fürsten ausgerufen wurde. Den 2. April huldigten ihm die Stände in Klausenburg.

Basta, der sein Heer nach Ungarn in die Winterquartiere verlegt hatte, verließ nach jener Wahl das Land, um mit dem walachischen Woiwoden Michael, den Rudolf nun selbst zum Statthalter von Siebenbürgen ernannte, bald an der Spitze eines kaiserlichen Heeres zurückzukehren. Den 3. August besiegte er die Truppen Sigmunds bei Goroßlo, worauf dieser in die Moldau floh; den walachischen Woiwoden ließ Basta, da er mit ihm in Hader gerieth, 16 Tage später von Wallonen im eigenen Zelt erstechen.

Raubend und plündernd streifte nun Bastas Kriegsvolk durch das Land, das unter den blutigen Tritten des unaufhörlichen Krieges zur Wüste wurde. Die zuchtlosen Truppen des siegenden Feldherrn kannten keine Menschlichkeit; ihr Wüthen machte den Namen des Feldherrn zum Fluch im Munde des Volkes. Ueberall erpreßten sie unermeßliche Brandschatzung; in Schäßburg, der kaiserlich gesinnten Stadt, steckten sie die Maierhöfe an und stürmten das Mühlgässer Thor; sie zu besänftigen mußte man mehr als 40000 Gulden Schulden machen. Der Hermannstädter Rath hielt sich verpflichtet, als Bedingung der Unterwerfung zu fordern, daß Basta die Räuber und Mordbrenner vom Sachsenland abhalte und seine Truppen nicht in sächsische Orte lege. Darauf huldigten die Bürger den 9. September 1601 Rudolfen aufs neue.

Wenige Tage früher waren Schreiben von

Sigmund angekommen: man solle sich den Deutschen ja nicht unterwerfen; er werde nächstens mit Heeresmacht zur Unterstützung der Stadt da sein. Wenige Tage später lief eine drohende Zuschrift vom Pascha in Temeschwar ein, worin er befahl, den Deutschen den äußersten Widerstand zu leisten; er werde bald mit einem starken Heere ins Land kommen. Sogar der Großvezier drohte mit Verwüstung der Stadt, wenn sie nicht von Rudolf ließen; — sie blieben treu.

Da — neun Tage, nachdem Hermannstadt gehuldigt, am siebenten Tag, als Basta mit 700 Reitern in ihren Mauern gewesen und sie nochmals zur Treue gegen Rudolf ermahnt, stand plötzlich Sigmund mit seinem Kriegsvolk vor der Stadt, die ihm ihre Thore verschloß. Er war mit Türken und Tartaren ins Land gefallen; Moses Sekely folgte ihm mit 4000 Mann; Stefan Tschaki kam mit moldauischen Haufen. Basta zog beim Anbruch des Winters nach Ungarn in die Winterquartiere.

Im verlassenen Land trieben die Feinde um so ungescheuter ihr Wesen. Die Tartaren lagerten im Unterwald und trieben „abscheuliche Sachen". Tschaki aber lag mit seinen Schaaren vor Hermannstadt 10 Monate lang vom September 1601 bis Juli 1602. Neppendorf und Hammersdorf wurde angezündet; den zuchtlosen Haufen zu entrinnen floh Alles aus der Umgegend nach Hermannstadt. Die Räume der Kir-

chen faßten die zuströmenden Mengen nicht mehr; unter den Stadtthoren predigten an Sonn- und Festtagen die Pfarrer ihren Gemeinden und verwalteten in der Kloster- und Spitalskirche die Sakramente. Tschaki konnte die Stadt nicht nehmen, schon weil er kein schweres Geschütz hatte; sie lachte seiner Drohungen. Schäßburgs und Medwischs Aufforderungen zur Uebergabe, die von Sigmund bezwungen dem Willen Tschakis folgen mußten, antworteten Geistlichkeit, Rath und Hundertmänner: sie könnten um Anderer willen ihr Gewissen nicht beschweren. „Es wär nicht billig" konnte mit Recht Basta an die Hermannstädter schreiben, die durch Briefe und Boten um schleunige Hilfe baten, „es wär nicht billig, daß man die, so Ihro kaiserliche Majestät so große Treue und Beständigkeit wie Ihr gethan erzeigt haben, verlassen sollt".

Während Tschakis Haufen vor Hermannstadt lagen, mußte sich Bistritz, ohne alle Kunde von Basta, an die Sekler ergeben, die „in schneller Eyl und schrecklichem Eifer" 20,000 Gulden erpreßten (Anf. 1602). Medwisch hatte Georg Mako mit List genommen und die Stadt geplündert und mißhandelt. Von dort zog er mit Kosaken und Seklerschaaren, denen die Bürger ob ihrer deutschen Gesinnung in den Tod verhaßt waren, auf Schäßburg zu. Hier ließ man sie nach langem Schwanken, da Basta fern war, in die offene Unterstadt ein; sie verbanden sich mit schwerem Eid,

Niemanden an Hof und Gut, an Leib und Leben zu
kränken. Wirklich hielten sie sich einige Tage still und
friedsam; um so weniger achteten die Bürger der dun-
keln drohenden Gerüchte, die über des Feindes Ab-
sicht gingen. Der wollte, da seine Macht zu klein
war, die Burg mit List nehmen. Als der Bürgermei-
ster Andreas Göbbel um weiterer Verhandlungen wil-
len zu Stefan Tschaki hatte ziehen müssen und der
alte Rathsmann Jakob Schwarz von den Seklern ge-
wonnen war, forderten sie von den Weinen, die der
ungrische Edelmann Gabriel Haller in die Burg ge-
flüchtet hatte, weil er zu dem Kaiser übergangen sei.
Wie nun Freitag, den 14. December, während der
Frühkirche drei beladene Wagen unter dem geöffneten
vordern Burgthor herausfuhren, hielten die Sekler sie
plötzlich still, daß man das Thor nicht zuschlagen
konnte und fielen in hellen Haufen in die Burg hin-
ein. In den engen Gassen derselben konnten sich die
Bürger nicht zum Widerstand sammeln; vereinzelt
wurden sie niedergehauen oder verwundet. Die plün-
derungssüchtigen Rotten fielen in die Häuser, erbra-
chen die Kaufläden, raubten was sie in den Kirchen
fanden, aus der Bergkirche die reichen Kelche, die
alten Meßgewänder, die silbernen Bildsäulen der zwölf
Apostel. Nicht einmal die Ruhe der Gräber blieb un-
gestört. Ein großer Theil der Einwohner floh ver-
trieben oft bloßen Leibes in der strengen Winterkälte

in die nahen Dörfer. Den Zurückgebliebenen nahmen die Sieger alle Vorräthe; eine Gabe von den Räubern die Bößel zu decken oder den Hunger zu stillen galt für ein großes Glück. Die Sekler theilten die Häuser in der Stadt unter einander auf und nannten sie Adelsburg (Nemesvár), denn sie waren „des Fürnehmens nimmer von dannen zu weichen und daß selbe in Ewigkeit nicht mehr von Sachsen möchte bewohnt werden.“ Aus den Edelleuten wählten sie eine neue Obrigkeit; den alten Rath warfen sie ins Gefängniß, wo der Königsrichter starb; von der Hinrichtung rettete jenen nur das Lösegeld von 8143 Gulden und 100 Dukaten. In der nichtzerstörten „Klosterkirche“ wurde ungrischer Gottesdienst gehalten; die „armen Bürgersleut“ kamen in „elender Gestalt“ in der Kapelle zusammen und es ist glaublich, daß wie der Chronist erzählt, ihre Feiertage zu Trauertagen geworden.

Solches Wesen trieben die Sekler in der Stadt bis zum Juli 1602. Als sie abzogen, schätzte man den „gemeinen Raub“ ohne der Kirchen Gut allein auf 500,000 Gulden, aus dem Stadtseckel hatten sie mehr denn 3000 genommen.

So großer Noth und Bedrängniß, als Sigmunds Haufen verbreiteten, entging diesmal von allen sächsischen Städten nur Kronstadt. Nach der Schlacht bei Goroßlo war nämlich Basta noch nicht ins Bur-

nland vorgedrungen, als Sigmund bereits wieder
ach Siebenbürgen rückte. Zwei Wochen hindurch
wurde nun Kronstadt fortwährend mit Aufforderun-
gen von beiden Seiten bestürmt; Basta stellte die kai-
serliche Gnade in Aussicht, wenn sie auf seine Seite
träten; Sigmund drohte mit Türken und Tartaren.
Doch sagten die Kronstädter anfangs dem Fürsten ab
und baten ihn ihr Gebiet nicht, oder doch nicht ohne
hinlängliche Macht zu betreten und sie nicht in Ge-
fahr zu bringen; sie waren entschlossen, wie die übri-
gen Städte, sich Basta zu ergeben. Als dieser aber
fern blieb und Sigmund immer näher rückte; als es
dazu klar wurde, daß Adel und Sekler für den Für-
sten stünden und die Besorgniß zunahm, die Türken
aus Ungarn würden das deutsche Heer im Rücken
fassen: da fingen die Kronstädter, angesichts auch des
nahen Seklerlandes an schwankend zu werden. Sie
erwogen ferner die geringe Zahl der Bastaschen Trup-
pen, ihre Zerstreuung im Land, die Grausamkeit und
Zügellosigkeit, die sie auch gegen die Bundesgenossen
übten, die fast unerschwinglichen Leistungen, die in
ihrem Gefolge kamen und wie der Deutsche Sieben-
bürgen doch nicht werde behaupten können gegen den
Türken: wohin sollten sie sich entscheiden? Wie sie
da beschlossen sich genauer zu erkundigen, unter An-
derm ob in der That der Sultan auf der Wiederein-
setzung Sigmunds bestehe, da geschah plötzlich, was

sie gefürchtet; der Fürst rückte den 30. August ins Burzenland ein, zwar nur mit 400 Reitern, aber unter dem Gerücht es folge ihm zahlreich türkische Hilfe. Den 6. September öffnete ihm Kronstadt die Thore, auf weitere Einladungen Hermannstadts und Bastas: ob sie des Deutschen oder des Türken sein wollten, entgegneten sie, das stehe nun nicht mehr in ihrer Gewalt. Basta rückte von Hermannstadt bis an den Alt vor, ohne ihn jedoch zu überschreiten; die Türken und Tartaren waren schnell genug im Lande. Den Kronstädtern aber zürnte Basta Jahre lang, weil sie sich Sigmund ergaben; er drohte die Stadt mit Feuer und Schwert zu verderben. Vergebens versuchte Antonius Schirmer, den Hermannstadt im Frühjahr 1602 an ihn schickte und der später als Abgeordneter nach Prag ging, wo ihm Rudolf eine goldene Kette verehrte, die That Kronstadts mit ihrer Lage zu entschuldigen. „Wenn Eure Excellenz nahe an Kronstadt kommen wäre“ sprach er „hätten die Kronstädter E. Excellenz Sigismundum gebunden übergeben“; er blieb dabei, daß „sie sich gröblich an Ihro Majestät versündigt“ und „daß es mit ihnen geschehen sei.“

Seine Drohung zu verwirklichen und das Land, das er im Spätjahr 1601 verlassen, wieder zu erobern, drang Basta im Januar 1602 abermals nach Siebenbürgen. Ende Januar streiften Heidukenhaufen vor Bistritz und hieben die Landleute auf den Straßen

, wodurch es zuerst „kundbar“ wurde — in sol-
Stille war der Einfall geschehen — daß „Ge-
s Basta in der Nähe sei.“ Die Stadt, die die
ge der Flüchtlinge aus den umliegenden Orten
lte, schloß sofort ihre Thore. Das Regiment in
elben führte Nikolaus Viteß und die Seklerbesatzung,
tärkt durch zahlreichen flüchtigen ungrischen Adel,
voll Haß gegen die Deutschen, bis die Grausam-
der Bastaschen Truppen endlich alle Bewohner
t dem Muth der Verzweiflung beseelte. In den na-
n Dörfern nämlich häuften sie den gebundenen Ein-
ohnern glühende Kohlen auf den Leib, hingen sie an
n Füßen auf, schnitten ihnen den Nabel aus und
erübten noch andere Thaten, die die Sprache zu er-
ihlen sich scheuet, wie sie von Türken und Tartaren
ie erhört waren. Mußte doch Antonius Schirmer
ius Bastas Lager die Hermannstädter „warnen“, daß
alles Volk bei Bastas Vorrücken in die Städte flüchte,
da es unmöglich „daß die Hauptleute ihre Soldaten
so im Zwang erhalten, daß dieselben dem Landvolk
nit sollten Schaden zufügen.“

Den 1. Februar langte Basta selbst mit dem
Hauptheere vor Bistritz an; 40,000 hieß es brächte
er mit sich. Zwei Tage früher hatten die Sekler die
Maierhöfe und Vorstädte niedergebrannt, daß sich der
Feind nicht verschanze. Vom „Schieferreg“ schleu-
derte das schwere Geschütz desselben Verderben auf die

Stadt zwanzig Tage lang — ohne Erfolg. Da lie, Basta in einer Nacht „die großen Stücke, die so groß gewesen, daß sie 28 Pfund schwere Kugeln getrieben" über die zugefrorene Bistritz auf Steinwurflänge vor der Stadt aufführen und unter ihrem Donner Samstag vor Quinquagesimä stürmen. Zweimal lief sein Volk wüthend an, zweimal vergebens. Unter den Kugeln und der Last des Sturmhaufens brach das Eis des Grabens; eine Menge sank in die Tiefe. Während so an den Mauern die Schlacht tobte, lagen Weiber, Kinder und Greise drinnen auf den Knieen und schrieen mit lauter Stimme: Jesu, Jesu hilf uns! Da brachen die Kugeln von fünf großen Stücken die Stadtmauer, daß sie drei Klafter weit niederstürzte. Zum drittenmal brauste der Sturm heran, der verderblichen Lücke zu; schon erfüllte das Geschrei „es sei Alles verloren" die Stadt von einem Ende zum andern; schon stand der Feind im Bruch und pflanzte die Fahne auf: als ein Bürger der Stadt, ein Schmied seines Handwerks, Pfaffenbruder, herbeistürzte, den Nächsten mit der Hellebarde niederstieß, die Fahne herausriß und mit den Männern, die auf seinen Ruf herbeieilten, den Bruch ausfüllte. Das neue Feuer von den Thürmen und Mauern hielt den Feind ferne; die Stadt war gerettet.

Drinnen freilich sah es jammervoll aus. Dort wüthete der Hunger und die Pest. Drei große Gru-

faßten die Todten kaum, die ohne Sang und
g in das gemeinschaftliche Grab gelegt wurden;
uf der Mauer oder der Bastei fielen, kamen nicht
al dahin, sondern wurden „nur hin und wieder,
ı spannen tief in die Erde begraben.“ Schwerer
als die Hand des Todes lastete die der Men-
ı auf der unglücklichen Stadt. Denn Unger und
er „übten gräuliche Tyrannei“, raubten die Gü-
der Gestorbenen und rühmten sich, wenn Basta
dannen ziehe, wollten sie die Stadt für sich behal-
Die Schlüssel zu den Thürmen, Basteien und
ren hatten sie schon längst an sich gerissen.

Wie nun der Widerstand der Stadt Bastan, ob-
)l er „ganz wüthend worden“, daß er nichts aus-
chtet, da er sie „doch zuvor wie ein Frühstück ge-
tet“, zu friedlicherer Gesinnung brachte, ließ er den
jeordneten vor sich, den Sigmund Bathori an ihn
hickt hatte bekümmert um das Schicksal der Stadt.
der den Willen der Unger wurde ein Waffenstill-
ıd geschlossen auf sechs Tage. Während desselben
die Geistlichkeit, der Rath und die Hundertmann-
ıft, die noch übrig waren zusammen und beriethen,
sie des äußern und innern Feindes los werden
hten. Da gingen der Stadtpfarrer Magister Gal-
Rohrmann, Georg Beierdorfer der Richter und
dere hinaus, mit Basta den Frieden zu unterhan-
ı. Er bewilligte denselben gegen 32,000 Gulden

Strafe „wegen Abfalls von Ihrer kaiserlichen Majestät"; die Seklerbesatzung und der Adel solle mit Weib und Kind und Gut freien Abzug haben. Sie nahmen denselben mit mehr denn hundert Wagen und vielem Gut, das sie aus der Stadt geraubt; aber die meisten wurden von den Wallonen wider Bastas Wort überfallen, mißhandelt, erschlagen, beraubt. Er ließ dafür die Schuldigen hinrichten; doch den Raub behielt er gegen 300,000 Gulden an Werth. Als er einige Wochen später einen Hauptmann mit einem Haufen Wallonen in die Stadt schickte, jene Strafgelder vollends zu erheben, brach durch Unvorsichtigkeit eines derselben eine Feuersbrunst aus, während der die Wallonen die Gewölbe aufbrachen und beraubten. Solch' entsetzliches Schicksal traf die arme Stadt noch, in welcher Schwert, Pest und Hunger in der Belagerung 13,000 Menschen weggerafft hatten; ihr Wohlstand war auf Menschenalter dahin.

Zwischen Sigmund und Basta wurde im März ein Waffenstillstand geschlossen, der endlich zum Frieden zwischen dem Fürsten und dem Kaiser führte. Sigmund trat Siebenbürgen ab gegen das böhmische Schloß Lobkowitz und jährliche 50,000 Dukaten. Den 26. Juli 1602 verließ er zum letztenmal Siebenbürgen, in dem durch seine Schuld in wenigen Jahren Ströme von Blut geflossen. Vor seiner Abreise entband er die Kronstädter des Eides der Treue und

verwandte sich bei Basta für sie, dessen Zorn ein goldener Becher von 2000 Dukaten Werth milderte. Den 30. Juli schwor Kronstadt aufs neue dem Kaiser; acht Tage später borgte sein Feldherr von der neugewonnenen Stadt 25,000 Gulden.

Doch mit Sigmunds Entfernung kehrte der Friede ins arme Land noch nicht ein. Bastas Druck lastete zu schwer auf demselben. Erbittert erhoben sich der ungrische Adel und die Sekler (Aug. 1602); Moses Sekely führte sie. Als ihn Basta bei Weißenburg geschlagen, floh er zum Pascha von Temeschwar und kehrte 1603 stärker zurück. Er komme nicht als Feind, sondern als Beschützer ließ er im Land ausrufen, mit Kriegsvölkern des großmächtigsten türkischen Kaisers und des erhabenen Tartarchans; sein Anhang wählte ihn zum Fürsten. Basta, der sein Volk in die Winterquartiere entlassen, floh eilig aus Siebenbürgen. Broos, Mühlbach, Bistritz, Medwisch mußten sich an Sekely ergeben. Den Hermannstädtern, die aufs neue ihre Thore schlossen, drohte er Tod und Verderben; um Schäßburg, wo drei Fähnlein deutscher Fußknechte standen lagerte er mit großer Macht. Es war im Juni; die Feinde streiften bis in die Unterstadt, die sie an zwei Orten anzündeten; als sie einmal die Herden fortgetrieben, fielen die Bürger ohne Ordnung heraus ihnen nach; aber die Sekler kehrten plötzlich um und erschlugen bei der „Hattertbrücke" sechszig

Mit großer Trauer wurden die Erschlagenen in die Stadt gebracht „und ehrlich begraben als welche für das Vaterland ihr Leben eingebüßt“.

Während Sekely vor Schäßburg lag, schickte der Woiwode der Walachei auf Hermannstadts und Schäßburgs Bitten seinen Feldherrn Georg Ratz dem Kaiser zu Hilfe. Er brach ins Burzenland ein; ihm zog Sekely entgegen; vor Kronstadt schlug er sein Lager auf; die wieder von zwei Seiten gedrängte Stadt mußte ihm 150 Fußknechte, Lebensmittel, Pulver und Blei liefern. Den 17. Juli fiel er in der Schlacht bei Rosenau; sein Heer floh nach allen Seiten. Nun kam die Hand des Siegers, der weithin im Land wüstete, über Kronstadt; mit 20,000 Gulden kaufte es die Plünderung ab; doch raubten sie 3000 Pferde und erpreßten vielnamigen Kriegsbedarf. Inzwischen kam auch Basta wieder nach Siebenbürgen; man hatte gemeint er lebe nicht mehr; auf dem Landtag in Deva (Sept. 1603) trug er auf eine Strafe von 80,000 Gulden für Kronstadt an, weil es „vom Kaiser abgefallen“; wie hart, klagt der Kronstädter Rathsmann Michael Weiß, da abgefallen wir nicht von ihm, sondern er von uns; 20,000 erließ Rudolf der Stadt, deren oberste Verwaltung dem wallonischen Hauptmann Jacob Beauri übergeben wurde, der den Woiwoden Michael erstochen hatte; den Richter Valentin Hirscher befreite der Tod von der Hinrichtung, wo-

Basta bedrohte. Auch der Stadt Bistritz wur-
)00 Gulden Strafe auferleg:; „des Herrn
rzigkeit ist es" riefen die Zeitgenossen mit dem
ten, „daß wir nicht zu Grunde gehen".
:it der Besiegung des Widerstandes in Sieben-
hörte der Jammer nicht auf. Die kaiserlichen
ıngen, insonderheit die Wallonen, übten überall
e waren, unsäglichen Unfug; mit der Knecht-
die Pharao den Israeliten aufgelegt, verglichen
amals Lebenden den Druck. Es ist unglaublich
die Wallonen brauchten. In Marienburg, das
16 Hauswirthe zählte, lagen 18 Wallonen; ihr
:rhalt den die Gemeinde stellen mußte, kostete in
3 Monaten 6787 Gulden; der Offizier hatte allein
)0 Thaler gebraucht. Die 57 Wallonen, die vom 21.
nuar bis August 1604 in Schäßburg lagen, koste-
die Stadt 32,000 Gulden; Kapitän Salomon in
rapold mit seiner Compagnie brauchte 31,141 Gul-
n, Franziscus Hersel zu Kaisd 38,561; auf „die
anzische (?) blaue Fahne expendirte" man 15766
Gulden. Außerdem mußte man Basta, der in Belobungs-
chreiben die Treue und den Eifer der Stadt rühmte,
28,000 Gulden leihen; der Schuldschein liegt noch im
Archiv von Schäßburg. Für gelieferte Lebensmittel
verpflichteten sich die kaiserlichen Räthe, in sieben Mo-
naten 6000 Gulden sammt Zinsen zu entrichten; zu
er Summe, mit der die Statthalter die Wallonen

endlich nach Ungern schickten, gab die Stadt 9000 Gulden, gegen Rückersatz wie es hieß: „verbasunt" und „der Zahlung wartet man noch" sagen die Chronisten. Als die Universität den 15. Juli 1604 nur die Kosten der Wallonenverpflegung berechnete (es waren 1000 Köpfe) betrug die Summe aus sechs Monaten 800,000 Gulden. Wer ermißt dazu den Druck, der auf den Einzelnen lastete, den Uebermuth, die Willkühr, die Zuchtlosigkeit jener Schaaren, wovon alle Berichte jener Zeit voll sind. „Die Wallonen sind ein solches Volk" sagt der treffliche Rathsschreiber von Schäßburg Georg Krauß, „daß wenn ein Land soll verwüstet und verderbt werden, nur Wallonen dahin geschickt. Sie werden in einem Jahr dasselbe so ausfressen und aussaufen, daß kein Schwert noch Feuer dazu gebraucht dürfen werden, solches zu verwüsten." „Und das wußte der fromme Kaiser Rudolfus nicht", setzt Michael Weiß hinzu, „daß seine Völker nicht defensores (Vertheidiger) sondern devastatores und devoratores (Verwüster und Verzehrer) wären".

Im Gefolge des Krieges — 1602 verbrannten die Bastaschen Truppen alle Feldfrüchte im Lande und nahmen das Getreide fort — kam der Hunger. Das Feld konnte nicht bebauet werden, da selbst Wagen und Vieh fehlten; acht Männer spannten sich vor den Pflug, der neunte führte die Sterze. So lebte der

Pfarrer von Broos von erbetteltem Brot; ein Kübel Korn kostete in Hermannstadt 16, in Bistritz 24 Gulden, ein Faß Wein 50 bis 100 Gulden, damals unerhörte Preise. Die Zahl der Bettler in Schäßburg stieg so, daß wenn sie Abends auf dem Markt Feuer machten, man ein Kriegslager zu sehen vermeinte. Die Menschen griffen zu den ekelhaftesten Nahrungsmitteln; in Reußmarkt aßen sie die Rindsblase von den Fenstern; in Bistritz verkaufte man öffentlich Katzenfleisch das Viertel um 8 Denare. Selbst Menschenfleisch habe man damals gegessen melden übereinstimmend die Chroniken; Todte habe man nicht verschont, ja Leichname der Uebelthäter vom Galgen zur Nahrung gebraucht.

Auch die Pest blieb nicht aus. In Hermannstadt mußte man einen neuen Friedhof vor dem Sagthor anlegen; auch der treue Bürgermeister Lucas Enyeter wurde weggerafft, kaum der vierte Theil der Bewohner blieb übrig. In Urwegen lebten nur eilf, in Kelling nur neun Menschen noch. In Bistritz waren manchen Tag 70, ja 100 Leichen; ganze Zünfte starben aus; von 70 Schmieden überlebten fast nur 20, von 67 Lederern 9 die Seuche; am Ende derselben zählte das Nösner Kapitel von 27 Pfarrern noch einen. In Schäßburg starben 1603 an 2000 Menschen; an 700 Bettler wurden aus dem Gemeinsäckel begraben.

Als Markus Fuchs, der Stadtpfarrer von Kronstadt, das volle Maß dieses Jammers, das er selbst erlebte, zum Gedächtniß der Nachkommen niederschrieb, da schien ihm in Erfüllung gegangen die Drohung im fünften Buch Mosis im 28. Capitel und die Weissagung des Propheten Jesaias, wenn er spricht: Der Herr ist zornig über alle Heiden und grimmig über all' ihr Heer; er wird sie verbannen und zum Schlachten überantworten und ihre Erschlagenen werden hingeworfen werden, daß der Gestank von ihren Leichnamen aufgehen wird und die Berge mit ihrem Blut fließen. Und werden Dornen wachsen in ihren Palästen und Nesseln und Disteln in ihren Schlössern!

33.

Die Zeit unter Rudolf II. und der neue Verlust des Landes für Oesterreich.

1604—1606.

Gott helf'!
Dem König und erbarme sich des Landes!
Schiller.

„Vor und hinter uns das Verderben; Gott sei uns endlich gnädig" so schlugen die Hermannstädter 1602 auf ihre Münzen. Als nun im folgenden Jahr der Krieg austobte und die Pest allmälig nachließ, auch das Jahr darauf die verderblichen Wallonen mit

großen Opfern endlich aus dem Land geschafft wurden, da fingen die Gemüther wieder an Hoffnung zu schöpfen und der Zukunft zu gedenken. Doch die Palmzweige, die Basta in Hermannstadt auf seine Münzen prägen ließ, wollten schwer Wurzel fassen im verwilderten Leben. Basta, so lang er noch im Land war, und die Sendboten Rudolfs Hans von Molart, Nikolaus von Burghauß, Georg Hoffmann, Karl Imhof führten die oberste Verwaltung; den 25. Juli 1604 ernannte Rudolf auch Huet zum Rath derselben. Aber alle vermochten die Leiden des Volkes nur wenig zu mildern. Der Kaiser in der fernen Burg in Prag hatte kaum mehr als tröstende Worte. Als der Rath von Schäßburg ihm klagte „in was Elend, Hunger und Noth sie durch den Krieg und das Kriegsvolk gebracht seien“ und „höchlich um wirkliche Hülf“ flehte, antwortete Rudolf (1. Juni 1604), daß dergleichen Bedrängnisse Früchte des Kriegs wären und er allerdings „um der erzeigten Treue und Gehorsams willen ein sonder gnädiges Mitleiden“ mit ihnen trage. Indessen ermahne er sie gnädigst, nicht allein in der geschworenen Treue zu verharren und den jetzigen beschwerlichen Zustand etwa noch zu ertragen, sondern auch zu trachten und zu helfen, wie man zu schleuniger Bezahlung und Herausbringung des beschwerlichen Kriegsvolks gelangen könne. So groß war die Noth des öffentlichen Schatzes, daß Huet

mit Krauseneck schon im August desselben Jahres von der sächsischen Geistlichkeit ein Darlehen von 15,000 Gulden forderte und eine „Liebesgabe" von 5000, dazu 48 Zugochsen an das schwere Geschütz und sechs bespannte Pferdewagen für das andere Kriegsgeräthe. Und doch hatte Basta schon 1603 selbst bekannt, daß noch gar viel Steuerrückstände außenstünden „wegen Armut des Volkes" und sie nicht finden könnten, soviel sie auch nachgefragt, daß zur Erhaltung der Landesbesatzung, die 500,000 Gulden erfordere, viel über 100,000 möchten zusammengebracht werden können, ja wenn Geld und Kriegsvolk vorhanden, dasselbe doch mit Proviant vom Lande nicht könne erhalten werden. Also sei dieses verwüstet und verödet, Dörfer und Flecken abgebrannt, Volk und Vieh darniedergehauen, weggeführt, gestorben und verdorben, die Straßen unsicher, Gewerbe, Handel und Wandel gefallen. Die Sachsen selbst klagten, daß nur „eine gräuliche Wüstenei vorhanden, in welcher sie nicht leben könnten", es sei denn, daß die römisch-kaiserliche Majestät „mit gottseligen, großmilden und barmherzigen Augen allergnädigst auf uns armes geplündertes und verderbtes Volk schaue."

Daß das geschehen werde hoffte die Nation allerdings. Sie gedachte des erhebenden Trostbriefes, den ihr Rudolf vor wenigen Jahren geschickt und entschlug sich des Hochgefühls nicht „beständig in der Treuhei

beharrt zu sein". Nun „da die Rebellischen im Land wieder bezwungen worden" rechnete sie zuversichtlich auf Linderung der großen Roth und unterlegte ein dahin gehendes Gesuch den kaiserlichen Sendboten mit der Bitte es bei Ihrer Majestät fördern zu helfen, was sie, wie es sich treuen Unterthanen zieme mit allerlei Diensten Willens seien „zu beschulden". „Zum allerersten, dieweil vor allen Dingen das Reich und Wort Gottes zu suchen sei" baten sie um Schutz ihrer Religion, daß Ihre Majestät „unserer sächsischen Nation das Augsburgische Bekenntniß ganz frei und ungehindert wolle lassen bleiben, sammt allen Kirchen und Schulen", ebenso derer Güter und Einkommen sammt allem Besitz und den Rechten der Geistlichkeit. Darauf, daß der Kaiser der Sachsen alte Freibriefe bestätige, wie auch Ferdinand und Maximilian gethan, insbesondere daß sie auch fortan eine Gesammtheit seien, die ihre Landtage habe in alter Gewohnheit und unter einem Haupt stehe in Hermannstadt, ebenso daß sie ein unvermischtes Volk bleibe, unter dem fremde Nationen nicht wohnen dürften. Andere Bitten gingen auf Abschaffung alten Druckes und Linderung der gegenwärtigen Noth: daß man die seit Stefan Bathoris Zeit von den Fürsten gepachtete und zum Theil an den Adel geschenkte Zehntquarte wieder zurückstelle, daß man der Plage adeliger Einlagerung wehre, einige Jahre den Zins erlasse, da das ganze Volk ver-

armt sei, indem die sächsischen Dörfer sehr verbrannt worden und die Gewerbschaft lang stille gestanden und Anderes der Art. Für Hermannstadt baten sie vor Allem um Vermehrung der Befestigungswerke und genügendes schweres Geschütz, auch um Unterstützung in der damaligen Geldnoth, da die Stadt zweimal in langwieriger Belagerung dem hochlöblichen Haus Oesterreich Treue geleistet habe mit merklichem Schaden.

Die frohen Erwartungen, die die Sachsen von der Bitte an des Kaisers Majestät hegten, würden bedeutend gesunken sein, hätten sie das Gutachten gelesen, das Basta, Molart und Burghauß dazu schrieben. Die Religion zwar riethen sie ungekränkt zu lassen, jedoch ohne Ausschluß der Katholiken von Aemtern und Würden: aber schon die Bestätigung der alten Freibriefe befürworteten sie nicht geradezu; „die Privilegia werden sie zeigen" sprachen sie „und wird sonderlich rühmlich sein, Euer Majestät Vorfahren Privilegia zu confirmiren." Daß die Sachsen eine Gesammtheit bildeten sei nicht zu widerrathen; was aber die Versammlungen anbelange, könnten sie haben eine oder zwei im Jahre, „die Contributiones und Anderes zu dirigiren"; andere solle der Hermannstädter Bürgermeister nicht berufen dürfen, er habe denn zuvor dem Gubernator die Ursachen angezeigt und Erlaubniß erlangt. Dagegen erkannte Basta mit

den kaiserlichen Räthen für „billig", daß unter den Sachsen die „teutsche Nation" das ausschließliche Bürgerrecht habe; es solle „wo etwa Hungarn oder Frembde eingerissen, Ordnung gemacht werden, daß künftig keine mehr angenomben würden", die bereits Seßhaften ihre Kinder in der deutschen Sprache erzögen, Recht und Stadtbücher überall deutsch gehalten und die ungarischen Priesterstellen mit Deutschen besetzt würden. Alles hinwieder, was auf Steuernachlaß und Staatsunterstützung ging, wurde abschlägig begutachtet; weil des Landes Einkommen ohnedieß gering, hieß es, „alß sind sie hierin zur gedult zu ermahnen: Gute und friedliche Zeit unter Euer Majestät Regiment wirde Alles ersezen und einbringen". „Die Hermannstädter belangendt" schrieben sie, „ist nicht ohne, was sie sagen und ist eine schöne feste Stadt; wie aber dieselbige zu befestigen, gehöret Geld darzue, welches künftige Zeit kann geben."

Aehnlich waren die Rathschläge, welche Basta, Molart und Burghauß dem Kaiser über die Ordnung der siebenbürgischen Angelegenheiten überhaupt gaben. Ehe die Stände den Eid der Treue geleistet, berichteten die Commissarien, hätten sie begehrt, daß Basta und die an des Kaisers Statt seien, statt desselben schwüren, das Land bei seinen Privilegien und Ordnungen zu schützen; das aber sei ihnen rund abgeschlagen und sie erinnert worden, „daß anizo gar andere Tempora (Zeiten) wären, sie auch mit viel an-

derer Gelegenheit zum Gehorsamb gebracht als zuvore". Ferner hätten die Stände auf dem Landtag mit allem Fleiß versucht, aus ihren Forderungen und der Comissarien Antwort Artikel zu machen, die dann bindende Kraft für beide Theile hätten, was aber einem solchen Volk und Land, das mit so vielen Unkosten und meist mit dem Schwert in der Hand erlangt worden, auch „wegen der übel affectionirten Gemüther" nicht könne eingeräumt werden, so daß man künftig mehr per decreta et placata (Verordnungen und Befehle) mit ihnen handle, als sich ihren Artikeln unterwerfe. Darum seien auch die Landtage künftig zu vermeiden, um dadurch diesem wankelmüthigen Volk alle Mittel zur Empörung abzuschneiden. Dringende und größere Fälle könne der Gubernator mit seinem Rath verhandeln und was der beschließe den einzelnen Ständen jedem für sich und insbesondere auftragen und den Anfang bei der Nation machen, die ihm die willigste dazu scheine. Werde das nur zwei- oder dreimal also gehalten, was im Augenblick leicht geschehen könne, da der Adel geschwächt und die andere Stände mit ihm nicht einig seien, so könne man später hievon argumenta und exempla (Beweis und Beispiel) nehmen, daß der alte Modus vergessen werde. Für die oberste Landesverwaltung, die Statthalterschaft, schlugen sie die Einsetzung eines Statthalters, mit einem

Kanzler und neun Räthen vor. Die zweite Stelle im Rath habe der katholische Bischof, dessen Wiedereinsetzung sie dringend riethen — er könne „zu mehrerer Fortpflanzung" der deutschen Nation auch ein Deutscher sein —; vier Stellen solle man an ungrische Magnaten und ungrische Adelige geben; zwei könnten an Sachsen verliehen werden, deren eine „weil die Hermannstadt zuvor und anizo am meisten ihre Treue bewiesen, aus sonderlicher kaiserlicher Gnade alzeit der Königs-Richter zur Hermannstadt", den gleichfalls der Kaiser einsetze, haben möge, während der Statthalter den zweiten aus den andern sächsischen Städten nehme. Die letzten zwei Stellen könne man mit Seklern besetzen; oder wenn man Bedenken trüge, sie in solchen Rath zu ziehen, könne man fremde Hauptleute des Volkes, oder Sachsen oder andere Deutsche dazu nehmen. Ueberhaupt werde es nöthig sein „zur Verhütung künftiger alteration" (Aenderung) nicht nur alle Ober- und Vicegespane in den Comitaten einzusetzen, sondern auch alle Richter und Räthe, welche die Städte erwählten zu bestätigen, dazu in die sächsischen Städte, sonderlich nach Klausenburg und Kronstadt, „welche vor andern zur alteration geneigt" „Stadtanwäldte" zu verordnen, wie zu Wien, Prag und andern Städten in Böhmen seien, Hermannstadt aber mit diesem zu verschonen zu einem Gedächtniß ihrer Treue und weil der Kaiser dort allein nach altem Brauch

einen Königsrichter einsetze. Im Ganzen solle man in der Bestätigung der sächsischen Freibriefe auf heilsame Rückhalte und Klauseln nicht vergessen und die königlichen Rechte, die Bestätigung der erwählten Richter und Amtleute und die Einsicht in den innern Haushalt sich vorbehalten, obschon Basta gesteht, „daß die meisten Städte und Gemeinen in vorigen turbis (Unruhen) sich in guter devotion (Gehorsam) kegen Euer Majestät befunden.“ Vor Allem räth er, so viel möglich die deutsche Volkszahl im Land zu mehren, deutsche Einwanderungen und Niederlassungen zu unterstützen, der vorhandenen Deutschen Gewerb und Handel zu fördern, damit durch solche Mittel das verwüstete Land „wieder in Aufnahme komme,“ das selbst jetzt zur Zeit des Friedens 1500 Fußknechte und 1000 Reiter Besatzung brauche, ohne die erforderlichen Kosten dafür, 500,000 Gulden jährlich, bei seiner Armuth aufbringen zu können.

Auch der Bischof Demetrius Napragyi rühmte in einem gleichzeitigen Bericht an den Kaiser die Sachsen als ein nützliches Volk, als „die Blume Siebenbürgens“ und die Schatzkammer des Fürsten. Ihre Steuern und Abgaben würden später leicht 100,000 Thaler eintragen. Nur seien sie alle aufs eifrigste der lutherischen Irrlehre zugethan und in diesen wirrvollen Zeiten könne man nichts dagegen thun; doch werde Gott den Tag geben, daß, wenn wieder Ruhe

herrsche unter des Kaisers Schutz, der alte Glaube aufs neue triumphire.

Diese Zeit schien unter Bastas Verwaltung bald kommen zu wollen. Er führte die Jesuiten wieder nach Siebenbürgen zurück; aus Klausenburg, wo ihnen Schule, Kirche und Pfarre eingeräumt worden, warfen sie die verlangenden Blicke in das Sachsenland. Sie fingen an die freie Wahl der evangelischen Pfarrer zu beanstanden; Georg Ratz vertrieb dieselben von einigen Dörfern, die er zum Geschenk erhalten, hinderte die Predigt des Evangeliums und riß die Kirchenschlüssel an sich. Als aber der Superintendent Mathias Schiffbaumer vor Basta klagte, schirmte der durch strengen Befehl vom 2. März 1604 die Freiheit der evangelischen Kirche, deren Geistliche Seiner Majestät immer treu geblieben wären.

So gut wurde es den Protestanten in Ungern nicht. Obwohl der größte Theil der Städte und des Adels der reformirten oder evangelischen Kirche angehörte, verbot Rudolf die freie Religionsübung und erneuerte die alten Strafen gegen Alle, die nicht katholisch waren. Im Januar 1604 nahm sein Feldherr Belgiojoso die evangelische Kirche in Kaschau mit Gewalt und vertrieb die Prediger. Diese und andere Bedrückungen riefen in Ungarn einen Aufstand hervor, der bald fast im ganzen Land in hellen Flammen loderte und den Feuerbrand auch nach Siebenbürgen

warf. Zürnten doch auch hier so viele Herzen über den Sturz der alten Verfassung und seufzten unter der Noth des Tages! Ein großer Theil des Adels war vor Bastas Zorn geflohen und stand unter den Fahnen des Aufstandes in Ungern; ja an die Spitze desselben wurde ein Siebenbürger Stefan Botschkai erhoben. In großer Versammlung in Sserentsche riefen sie ihn zum Fürsten von Ungern und Siebenbürgen, der Walachei und Moldau und zum Grafen der Sekler aus (17. April 1604). Die Türken erkannten ihn an; die kaiserlichen Truppen wurden geschlagen. Von den Fahnen der Sieger stralte statt des Marienbildes das Bibelwort: wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein und in ihrem Lager erklang ins ungrische übertragen Luthers Lied: ein feste Burg ist unser Gott!

In Siebenbürgen fand also die Erhebung unter Adel und Seklern freudigen Anhang. Grade in jenen Tagen war Basta nach Ungern gezogen (März 1604); Truppen blieben wenige zurück und diese in gewohnter Weise eine schwere Last selbst der treuen Bevölkerung. So waren die Sachsen fast schutzlos dem neuen Sturm preisgegeben und wieder auf die eigene Hilfe angewiesen. Aus dem Lager von Rakosch forderte sie der Großvezier Mehemed Pascha (19. October 1604) zum Abfall auf in Anbetracht des von der ungrischen Nation noch mit Soliman geschlossenen

Bündnisses und des unter dem deutschen Joch erlittenen Elendes; träten sie nicht zu Botschkai über, so werde er befehlen, daß man in den sächsischen Städten keinen Stein auf dem andern lasse. Inzwischen verfügten sich die kaiserlichen Commissäre von Klausenburg nach Hermannstadt, dessen Mauern und Bürgertreue mehr Sicherheit boten und forderten die Sachsen auf, gegen die bereits im Land streifenden feindlichen Scharen 1000 oder doch mindestens 500 Fußknechte ins Feld zu stellen. Einen ähnlichen Aufruf erließen sie an die Unger und Sekler; ihre Antwort war, daß sie den 22. Febr. 1605 in Csereda zusammentraten und einmüthig Stefan Botschkai zum Fürsten wählten. Einen Monat früher hatte er an die Sachsen geschrieben: wie er nicht das Verderben, sondern die Rettung des Landes wolle; daß sie sich nicht ausschlößen von der allgemeinen Befreiung und nicht die Letzten seien; er werde ungern das Schwert gegen sie ziehen, doch dazu gezwungen sein, wenn sie des Vaterlandes Wohl hindern wollten. Die Sachsen widerstanden dieser und den folgenden Aufforderungen des siegreichen Mannes und die kais. Commissäre sprachen ihre Zufriedenheit aus, wenn sächsische Städte ihnen die feindlichen Aufrufe zuschickten. „Demnach Ihr Euch“ schrieben sie den letzten Januar 1605 nach Schäßburg, das ihnen Mehemet-Paschas und Botschkais Aufforderung übersandt, „demnach Ihr

Euch der schuldigen Pflicht und Treue, so Ihr Ihrer kaiserlichen Majestät geschworen, die Ihr auch bisher standhaft mit Eurem sondern Ruhm und Lob geleistet, zu erinnern habt, als wollet Euch dergleichen Anmuthungen nichts irren noch anfechten lassen, sondern bei Ihrer kaiserlichen Majestät beständig verharren und halten. Solches gereicht Euch zu mehrerm Lob und gutem Namen und werdens Ihre kaiserliche Majestät mit allen kaiserlichen Gnaden zu erkennen gnädigst eingedenk sein.“ Dagegen konnte Basta den Kronstädtern, die nach Eperies Abgeordnete an ihn schickten mit der Anfrage, wie sie sich zu verhalten hätten, keine befriedigende Antwort geben. Daß Georg Ratz aus der Walachei mit einigen Truppen der kaiserlichen Sache zu Hilfe kam, entschied nichts. Die Gefahr wurde immer größer und wundersam — in der ersten Reihe des treuen Volkes für den andersgläubigen fernen Herrscher stand die sächsische Geistlichkeit. Aus dem Feldlager von Meschen forderten die Stände (5. April 1605) den Hermannstädter Rath auf, das Volk möge seine Pfarrer verlassen und mit ihnen Bündniß schließen.

Da es nicht geschah mußten die Waffen entscheiden. Eine Gesandschaft, welche die Universität im März 1605 an Botschkai schickte war fruchtlos. Hermannstadt und die Nation rüstete — innerhalb eines Jahrhunderts nun schon zum wievieltenmal für ihren

Kaiser? Vor dem Burgerthor hatte Huet in Aussicht der Dinge die da kommen sollten eine neue Bastei angelegt, obwohl die Stadt nur in den Jahren 1600 und 1601 eine Mehrausgabe von 11655 Gulden 36 Denaren gehabt und im Jahr 1604 abermals 4480 Gulden 96 Denare mehr ausgab als einnahm. Inzwischen entbrannte der Parteigängerkrieg mit seinen zahlreichen Gräueln im Lande. Botschkaische Führer erhoben sich in demselben; die Unger und Sekler fielen ihnen zu. Das glaubten die kaiserlichen Commissäre in Hermannstadt nicht, „bis ihnen gleichwohl der Glaube in die Hände kam". Unter ihrem Einfluß konnten die Sachsen dem Drang der Verhältnisse nicht nachgeben, wie sie sich denn auch bisweilen nicht vorstellen konnten, „daß ein Edelmann, wie der Botschkai vor diesem gewesen, sollte seine Sache wider einen so mächtigen Kaiser ausführen." Zu nachhaltigem Widerstand aber, das wurde bald offenbar, war man zu schwach. Es fehlte an Zusammenhang und Einheit; die kaiserlichen Commissäre entwickelten keine Thatkraft; kein großer Mann trat mit Entschiedenheit an die Spitze; die alte Glut todesmuthiger Begeisterung flammte nicht mehr so hoch auf, vielleicht gedämpft durch die Erfahrungen und die Noth der jüngsten Vergangenheit. Der Gedanke „der Sachen Ausgang zu erwarten und sich dahin zu kehren, wo das Glück hinschlagen würde" wurde immer mächtiger und an Rüstung und Wider-

stand hatte des Adels Drängen, der eine entschiedene Antwort wollte, bald ebenso großen Antheil, als die Pflicht der Treue gegen den Kaiser.

Unter solchen Verhältnissen rückte Ende März 1605 Stefan Kun mit 400 Haiduken gegen Medwisch und wurde mit Vertrag in die Stadt eingelassen. Als aber die Bürger merkten, daß er Böses im Schilde führe, riefen sie Georg Ratz, der in der Nähe streifte heimlich zu Hilfe, überfielen den andern Tag die Haiduken, erschlugen einen Theil und verjagten die andern. Wie darauf zahlreicher Sekler Zuzug zur Rache gegen Medwisch aufbrach, unterhandelte Schäßburg mit Botschkais Commissarien, Franz Balaschi und Wolfgang Bethlen, und schloß Frieden unter gewissen Bedingungen. Das sahen die Unger für Uebertritt zu ihrer Sache an; Schäßburg aber wollte auch fortan als auf des Kaisers Seite angesehen werden und nahm von den kaiserlichen Commissären in Hermannstadt Briefe und Aufträge an. Inzwischen wurde Medwisch fortwährend berannt, die ganze Umgegend geplündert und so vielfacher Unfug geübt, daß es selbst die ungrischen Hauptleute jammerte „wie das gottlose Kriegsvolk so übel hause“. Bei den steten Truppenzügen im Kukelthal abwärts schwebte Schäßburg in nicht geringer Gefahr; die Stadt, die im Jahre 1604 20017 Gulden 79 Denare Ausgaben gehabt hatte, schrieb um schleunige Hilfe nach Hermann-

stadt. Da wußten die kaiserlichen Commissäre „der Sache keinen Rath zu finden". Sie baten den Adel und die Sekler um Waffenstillstand, bis man sähe, welchen Ausgang die Sachen in Ungern nähmen. Dort waren Botschkais Waffen siegreich; im April kam Ladislaus Gyulasi, den er zum Statthalter Siebenbürgens gemacht, mit Truppen und Geschütz ins Land und schrieb auf den 8. Mai einen Landtag aus, Alle mit schweren Strafen bedrohend, die ihn nicht beschicken würden. Gleichzeitig trat die Universität in Hermannstadt zusammen und einigte sich mit den kais. Commissären über die Artikel, unter denen man sich Botschkai ergeben wolle. Abgeordnete, an deren Spitze der Kronstädter Rathsmann Michael Weiß stand, überbrachten sie Gyulasi in das Lager von Epeschdorf. Die getrennten Gemüther der drei Stände fingen an sich zu nähern; da überfiel Georg Ratz von Medwisch aus seinem Wort zuwider das Lager des sorglos gemachten Gyulasi (19. Mai) und sprengte es auseinander. Aber die Geschlagenen sammelten sich an der Grenze des Seklerlandes wieder und ließen die nahen sächsischen Orte ihren Grimm fühlen. Mit Mühe hielten die Bauern in Denndorf Kirche und Burg gegen die räuberischen Rotten. Den 26. Mai brachen sie in die Unterstadt von Schäßburg, während man gerade über den Frieden unterhandelte und sich gegenseitig Geiseln gegeben und zündeten an

allen Ecken an, des Willens in der Verwirrung die Burg zu nehmen. Schon hielt ein starker Haufe Reiter auf dem Hennerberg, bis das Geschütz aus den Thürmen sie vertrieb, während die Fußknechte von den Bürgern blutig hinausgeschlagen wurden. Die Unterstadt aber sank in Asche. Auf den Trümmern ihres Glücks brach Uneinigkeit unter den Bürgern aus, die hier zu den Kaiserlichen, dort zu den Ungern halten wollten, welche noch immer vor der Stadt lagen; mit Mühe einigten sie sich, weder die eine noch die andere Partei einzulassen, sondern auf Alle zu schießen, die der Stadt nahe kämen. Die Unger ließen sich das gefallen. Als aber einige Bürger, die Streifzüge gegen sie nicht lassen konnten und heimliches Verständniß mit Georg Ratz anknüpften, drohten die Sekler voll Grimm der Stadt den Untergang und bewogen diese dadurch, Georg Ratz zu Hilfe zu rufen. Er kam (14. Juni) und nun ging „erst recht das gottlose Wesen" an. Bald hatten die Bürger in ihren eigenen Häusern kein Recht mehr und waren ihres Lebens nicht sicher; kaum wußte man, wer mehr zu fürchten, der Feind in oder außer der Stadt.

Der draußen war zum Frieden geneigt und die Bürger sehnten sich darnach, aber Georg Ratz wollte nicht abziehn. Da, als er nach geschlossenem Vertrag noch immer nicht fort mochte, kam der Feind abermals mit großer Macht vor die Stadt und brachte

Türken, Tartaren und Moldauer zum Beistand mit. Die Umschließung war so enge wie nie früher. Vom Kreuzberg warf das feindliche Geschütz in 3—4 Tagen mehr denn 500 Kugeln auf die Stadt, viele 20 bis 25 Pfund schwer. Ein Theil der Mauern lag in Trümmern; schon stürmten die Türken die oberste Schanze; schon hatten sie ihre Fahnen an dem Berge aufgepflanzt, da fiel die Besatzung heraus und schlug sie zurück; viele sanken unter den wohlgezielten Schüssen der Thürme. Jenseits der Kukel von der Brücke bis zum Siechenhaus hatten sich die Sekler verschanzt, ein Ausfall aus der Stadt vertrieb sie. Die Friedensunterhandlungen, die inzwischen begannen, wurden immer von den deutschen Truppen gehemmt, die alle Kasten und Keller in ihre Gewalt genommen und das Leben in der Stadt unsicherer machten, als der Feind draußen. Die Bürger kamen auf den Gedanken sie zu überfallen und zu erschlagen. Wie sie den Ernst sahen, willigten sie endlich ein, daß die Stadt Frieden schließe. Den 9. September zogen sie ab unter dem Jubel der Bürger, die Gott dankten, daß nun „der jämmerliche Zustand“ ein Ende habe.

Inzwischen hatten sich die kaiserlichen Commissäre an Rudolf gewandt, um ihm die äußerste Noth und Gefahr des Landes ans Herz zu legen. Johann Schirmer aus Hermannstadt zog mit der dringenden Bitte um schnelle Hilfe Anfangs Juni 1605 nach Prag.

Sie kam nicht. Da schrieben die Commissäre den 1. Juli an den kaiserlichen Hauptmann nach Fogarasch von der Nothwendigkeit eines Waffenstillstands, weil alle Mittel zum weitern Krieg fehlten. „Aus Anbetracht der geringen Zahl unseres Kriegsvolks" theilten sie ihm mit „wollen die Sachsen durchaus weder von weiterm Kampf noch von Aufgebot etwas hören, vielweniger Geld dazu geben. Weil auf unser vielfältiges Ansuchen in so langer Zeit weder vom kais. Hof, noch vom Grafen Basta eine Unterstützung an Geld oder an Kriegsvolk gekommen ist, die Feinde aber immer gewaltiger werden und die größte Gefahr uns vor Augen schwebt, haben die Sachsen mit den Unsrigen ihre Gesandten heute Nachts zum Gyulafi ins Lager geschickt. Jedoch sind sie zuvor von uns dringend ermahnt worden, des Eides, den sie dem Kaiser geschworen, eingedenk zu sein." Aber Gyulafi wollte nur unter der Bedingung Waffenstillstand schließen, wenn die sächsische Nation Botschkai als Fürsten anerkenne. Sie that es den 4. Juli 1605; nur Schäßburg mußte noch die Schrecken einer Belagerung aushalten, bis der Friede auch in seine Mauern einzog.

In Medwisch traten die Stände, als die Waffen ruhten, den 4. September zu einem Landtag zusammen. Die geistliche und weltliche Universität hatte Abgeordnete hingeschickt, von welchen Huet, sein Sohn Gregor und der Superintendent Schiffbaumer Botsch-

kai bei seinem prachtvollen Einzug mit Reden begrüßten. Ohne Widerspruch wurde er zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen; den Sachsen sicherte er die Aufrechthaltung ihrer Freiheiten zu. „Selbst Gott würde uns nichts Gutes geben" sprach er zu ihnen, „wenn wir Eurer Gnaden Dienste nicht würdigten." Den Antrag auf Einziehung einer sächsischen Zehntquarte wies er zurück, er wolle keine Neuerungen vornehmen. Dem Sachsengrafen Huet, dem Rudolfs Sendboten vor wenigen Wochen gegen die Anfeindungen „böswilliger Verläumder" das ehrenvolle Zeugniß ausgestellt, „daß alle seine Rathschläge, Reden und Thaten dahin abgezweckt, Seiner Majestät treu zu dienen", ehrte er mit dem Geschenk eines krystallenen Pokals im Werth von 215 Dukaten.

So war endlich wieder Friede im Land; „Gott allein die Ehre" prägte Hermannstadt auf seine Münzen. Die kaiserlichen Commissäre nahmen Abschied vom Fürsten und verließen Siebenbürgen, mit Anstand bis zur Grenze geleitet. Nach 80jährigem Kampfe, in dem das Abend- und Morgenland gestritten, wessen Einfluß der herrschende in der Nordburg des untern Donaulandes sein solle, hatte das Geschick, oder richtiger der Menschen Verblendung und Leidenschaft für Konstantinopel entschieden; alle Leiden und Opfer des kleinen deutschen Häufleins, das arme Land den Strömungen abendländischer Entwicklung und Bildung

näher zu bringen, es dem Herrscherhaus zu erhalten, welches allein Recht darauf hatte, waren vergeblich gewesen. Drei Menschenalter lang war Siebenbürgen fortan fast widerstandslos dem türkischen Einfluß preisgegeben. Zwar setzte der Wiener Friede (23. Juni 1606), in dem die Religionsfreiheit der Protestanten in Ungern gewährleistet wurde und Botschkai außer Siebenbürgen mehr als 800 Quadratmeilen von Ungern erhielt, fest, daß nach Botschkais erbenlosem Tod Alles an die Krone von Ungern zurückfalle; aber der Artikel ging nicht in Erfüllung.

Huet überlebte den Fall von Oesterreichs Herrschaft in Siebenbürgen nicht lang. Häusliches Unglück, eine treulose Gattin, trübte seine letzten Lebensjahre; er starb den 23. April 1607 im 71. Jahr seines Alters, länger denn dreißig Jahre Graf seines Volkes. Ein Vermächtniß von 2000 Gulden an die Schule in Hermannstadt zeigte aufs neue den Freund der Bildung, der schon 1598 jene Anstalt durch eine neue Schulordnung fester gegründet und bereits früher ihre Büchersammlung vermehrt und geschmückt hatte. Nicht mit Unrecht zierte sein Bildniß die Pfarrkirche. Er starb der letzte seines Stammes. Unter der großen Orgel in jener Kirche in Hermannstadt bewahrt an einem der Pfeiler eine Gedenktafel sein Wappen; darunter liest man in lateinischer Sprache

Hieher begrub das Haus Huets den Theursten der Söhne;
Aber dem Tode fern lebt er im Lichte des Ruhms!

34.

Vom Wiener Frieden bis zum Fall des Tyrannen Gabriel Bathori. Michael Weiß.

1606—1613.

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst . . .
Zum letzten Mittel, wenn kein anders mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.

Schiller.

Seltsames Verhängniß! So wenig wie Krieg und Waffengewalt vermag Eid und Friedensschluß Oesterreich in den langerstrebten Besitz der Fürstenkrone Siebenbürgens zu setzen. Die Geschicke des Landes haben sich noch nicht erfüllt und je näher das ferne Kaiserhaus dem Ziele zu stehen scheint, desto tiefer öffnet sich bald hier bald dort die trennende Kluft, die alle Pläne vereitelt. So geschah es mit den Aussichten, welche der Wiener Friede eröffnete.

die selbst die Pforte im Frieden zu Sitvatorok (Nov. 1606) anerkannte. Ebensosehr hiedurch als durch Botschkais Kränklichkeit schien der baldige Heimfall Siebenbürgens an Ungern, das hieß hier an Oesterreich verbürgt.

In der That starb Botschkai, bevor das Jahr zu Ende ging kinderlos in Kaschau (29. Dec. 1606). Den 22. Febr. 1607 empfing das Grab im Dom zu Weißenburg den Leichnam; der Bischof und die Dechanten der Sachsen gingen unmittelbar vor dem Sarg, dem die Stücke des zerbrochenen Speers und des beilzerschlagenen Siegels in die Grube nachfolgten. Als dies geschah hatte das Land bereits einen neuen Fürsten. Wie Botschkai einst dem Großvezier betheuert als er ihm in Pest die Hand küßte: „wir sind des Padischah Diener und dienen ihm nicht, wie mit Geld gekaufte und übel behandelte Sklaven aus Furcht sondern durch seine Gnaden ihm verbunden von ganzem Herzen mit Freude und Liebe", so empfahl er dem Tode nahe seinen Anhängern, den Valentin Homonai zu seinem Nachfolger zu wählen, die Trennung Siebenbürgens vom Haus Oesterreich aufrecht zu erhalten und mit den Türken verbündet zu bleiben. Das letztere befolgten die Stände, das erstere nicht. Den 11. Februar 1607 wählten sie in Klausenburg den greisen Statthalter Sigmund Rakotzi wider seinen Willen zum Fürsten. Rudolf erkannte ihn an, nicht

in der Lage aufs neue das Schwert zu ziehen. Wie aber weder Valentin Homonai, noch Gabriel Bathori sich mit der Wahl zufrieden zeigten, dankte Rakotzi ab (Anf. März 1608) und zog sich nach Ungern zurück, wo er bald darauf starb.

Da wählte der Landtag in der unitarischen Pfarrkirche von Klausenburg Mondtag nach Reminiscere (4. März) Gabriel, den letzten Sohn des altberühmten Hauses Bathori zum Fürsten. Im Namen der heiligen Dreieinigkeit schwor er, der Stände Rechte und Freiheiten zu achten und nach seinen Kräften zu schützen, nach den Gesetzen zu regieren und keine böse Neuerung einzuführen, so wahr ihm Gott helfe. Es war der ruchloseste Meineid und so half ihm Gott darnach.

In den Landtagsschlüssen jener Zeit heißt Siebenbürgen gewöhnlich das „arme Vaterland“. Selten hat es den Namen mit vollerm traurigerm Rechte getragen, als zu Gabriel Bathoris Zeit. Achtzehnjähriger Jüngling, gewandt und tapfer, im Besitz überreicher Hausgüter, ermangelte er doch der ersten Bedingung der Menschengröße, der sittlichen Grundlage. Von jeher tollen unbändigen Sinnes war er „stolz, ehrgeizig, gottlos, meineidig“; als er die oberste Gewalt in Händen hatte, trat er um so ungescheuter Gesetz und Sitte mit Füßen, „Siebenbürgens Pest“ „ein Fürst nicht des Friedens sondern des Aufruhrs,

ein Liebhaber aller Schelme und Dieberei" wie die Chronisten ihn nennen, bald ein vollendeter Wüthrich. Kein türkischer Pascha hätte solche Willkührherrschaft geübt als er. Sie grenzt an Wahnsinn, wie ihn denn die Türken selbst nur „den Narren" nannten.

Doch erkannte ihn die Pforte an und Rudolf in schwerem Zerwürfniß mit dem eigenen Bruder mußte desgleichen thun. Die Sachsen aber sahen der Zukunft voll banger Ahnung entgegen. Ihre Zeitbücher haben nicht vergessen es aufzuzeichnen, wie der Fürst in Klausenburg, als er mit seinen Landherrn die erste Mahlzeit gehalten und über der Tafel gefragt, warum König Johannes vor Zeiten die Hermannstadt belagert hätte, sofort selbst darauf geantwortet: Die Sachsen brüsten sich mit ihrem Geld. Als er gleich darauf hinzugefügt: wer Siebenbürgen haben will, der nehme die Schlüssel von Hermannstadt in seine Tasche und er wird mit den Sachsen nach Belieben schalten können, habe Balthasar Kornisch in prophetischem Geist heimlich zu den Umstehenden gesagt: wahrlich, ihr Herren, dieser Bube wird uns Siebenbürgen noch zu Grund richten.

Sein Wort fing bald an in Erfüllung zu gehen. Empört über Bathoris zügelloses Leben verschworen sich die Häupter des ungrischen Adels zu seinem Tod. Aber der Anschlag wurde verrathen; mit Mühe rettete sich die Mehrzahl der Theilnehmer, darunter der

Kanzler Kendi, durch die Flucht; Balthasar Kornischs Haupt fiel unter Henkers Hand auf dem Markt in Klausenburg.

Auch gegen die Sachsen zogen sich dunkle Gewitter zusammen. Im Bewußtsein ihrer rechtlichen Stellung und ihrer Pflicht gegen das Land zeigten sie sich nicht so gefügig als der Fürst wünschte. Einem Bündniß mit der Moldau stimmten sie nur nach langer Weigerung bei (1608). Als Bathori auf dem Landtag in Klausenburg (Mai 1609) widerrechtlich die außerordentliche Steuer von 25,000 Gulden forderte, widersprachen sie und verwilligten sich zur Zahlung nur, als er gelobte, nie wieder eine ähnliche Abgabe von den Sachsen zu verlangen. Doch begehrte er von der Nation, als 1610 ein Bruch mit Ungern drohte, ein Darlehn von 100,000 Gulden, 100 sechsspännige Wagen und von Kronstadt alle seine Lagerzelte; die Universität befriedigte ihn mit einem Geschenk von 10,000 Gulden. Ob dieses Verhalten Bathoris Herz mit Haß gegen die Sachsen erfüllt, wer kann es sagen? Willkührherrschaft werde an ihnen den starken Gegner finden, mag er eingesehen haben; Männern seines Wesens war der deutsche Name an sich schon verhaßt; gegen Hermannstadt habe er insbesondere Rachegefühle gehegt, heißt es, weil er der Ansicht gewesen, sie sei Schuld an Andreas Bathoris Schicksal.

Im Spätjahr 1610 berief er den Landtag nach Hermannstadt. Bürgermeister war damals Gallus Lutsch, Daniel Malmer Graf der Sachsen. Dunkle Gerüchte gingen der Eröffnung des Landtags voran über das Schicksal, das der Stadt drohe; viele Edelleute, hieß es, hätten die Bürger gewarnt; als das Unglück eintrat, fehlte, wie das zu geschehen pflegt, auch der Verdacht nicht, Verrätherei der Rathsherren sei mit im Spiel gewesen. Gewiß ist es, daß die Obrigkeit von Sorglosigkeit oder Feigheit kaum wird freigesprochen werden können.

Gegen Landrecht kam Bathori zum Landtag mit einem Heer von 20,000 Mann, das er gegen den Woiwoden der Walachei gesammelt. Als die Männer von Hermannstadt, die dem Fürsten bis Neppendorf entgegenzogen, die Menge des Volkes sahen, da wurde die heimliche Sorge laut; mit großem Geschrei und Unwillen brachte man die Kunde vor den Rath. Der aber trug Herrn Kolmann Gottsmeister, der Stadt Obristen auf, das Volk zu beschwichtigen; in den aufgeregten Straßen ritt er herum und stillte die Menge: es seien nur „Backesmären," man solle nichts glauben, sie hätten einen gnädigen Fürsten. So wurde „die schöne Stadt sammt Weib und Kind und Allem Gut dem Feind übergeben." Am Sonnabend vor dem zweiten Adventsonntag, den 11. Dec. 1610 zogen sie ein, eine lange Reihe in eng geschlossenen Haufen,

viele voran versteckt auf großen Rüstwagen. Noch jetzt wollte das Volk, Schreckliches ahnend, das Thor sperren, die Schlagbäume niederziehn: die Amtleute ließen es nicht zu unter dem steten Geschrei der Truppen, der Fürst sei noch zurück. Wie der am Schluß über die Zugbrücke ritt, soll er mit lachendem Mund zu seiner Umgebung gesagt haben: Das hätten wir nimmermehr geglaubt!

Die drei ersten Tage gingen ohne Feindseligkeit vorüber; die Stadt bewirthete ihren Fürsten. Nach Verfluß jener Zeit ließ Bathori den Rath vor sich fordern und begehrte die Schlüssel der Thore und Thürme. Der Rath übergab sie „mit vielem Ach und Wehe"; die fürstlichen Söldner hielten fortan die Mauern besetzt. Da, sieben Tage nach seinem Einzug, klagte er vor dem Landtag Hermannstadt des Hochverraths an; sie hätten gerathschlagt, ob man den Fürsten in die Stadt lassen solle; sie hätten Stefan Kendi 30,000 Gulden gegeben, ihn, Bathori, zu ermorden; sie hätten den walachischen Woiwoden Michael in das Land gerufen und dadurch Andreas Bathoris Tod verschuldet. Zur Verantwortung wurde Niemand zugelassen; für die fürstliche Behauptung war falsches Zeugniß bereit; für dieses auch den Kronstädter Rathsmann Michael Weiß zu gewinnen hatte man umsonst selbst mit Todesdrohungen versucht. Die Bürger der Stadt wurden alle des Todes schuldig

erkannt; später bezeichnete Bathori 147 Männer, die für die andern mit dem Leben büßen sollten; endlich wollte er sich mit einem Lösegeld von 100,000 Gulden begnügen, das er mit Mühe bis auf die Hälfte ließ. Ein Landtagsschluß dankte dem Fürsten, daß er die Hermannstädter mit der wohlverdienten Strafe verschone und übergab ihm die Stadt für die Zukunft zur Residenz. Am Sonntag vor Weihnachten (19. Dec.) mußten die Bürger bei Lebensstrafe Wehr und Waffen ausliefern; in hohen Haufen erhoben sich diese auf dem großen Ring und wurden unter die fürstlichen Söldner aufgetheilt, die schönern an Bathori übergeben. Tags darauf wurde das Rathhaus geplündert, ein reicher Schatz an Geld und Geldeswerth geraubt, ein unersetzlicher an alten Briefen und Schriften vernichtet. Was der wilde Hause sonst noch an Schandthaten verübt, wer beschreibt es? Der Fürst ging in Tyrannei und Zuchtlosigkeit voran; wie der Hirt, so war die Heerde. Wer von den Bürgern fliehen konnte, floh. Die untersten Stuben wandelten „die Bluthunde“ zu Ställen um; aus den Fenstern steckten die Rosse die Köpfe heraus, während ihre Herren in den obern Gemächern schwelgten und wüsteten. Ein Sodom und Gomorrha nennen die Zeitgenossen die arme Stadt in mehr als einem Sinn. So nannte sie selbst der fürstliche Hofprediger Johannes Rettegi, dem das ruchlose Treiben das Herz rührte,

daß er in öffentlicher Predigt Fürst und Volk um der „grausen Tyrannei“ willen strafte; mit demselben Maß würde man ihnen wieder messen. Als aber die Bürger dadurch Zutrauen zu ihm bekamen und ihm ihre Kleinodien anvertrauten zum Schutz vor den Räubern, da blendete das Gold auch seine Augen, so, daß er die Güter heimlich nach Ungern schaffte und nicht mehr herausgab. Wie man später erzählte, daß er vom Roß gestürzt und den Hals gebrochen, sahen sie es in Hermannstadt als Gottes gerechte Rache an.

Nach zwanzigtägigem Aufenthalt in der Stadt brach Bathori auf, um den unvorbereiteten Woiwoden der Walachei Radul Scherban mit Krieg zu überziehn. Eine starke Besatzung blieb in Hermannstadt zurück. Am Christtag stand der Fürst im Burzenland. Kronstadt zitterte vor dem Schicksal Hermannstadts. Bei zweimaligem Aufenthalt in ihren Mauern hatten die Bürger Bathoris wüste Weise schon kennen lernen. Darum versuchten sie es mit einem Geschenk von 2500 Dukaten an des Fürsten Rath Imresi; 4500 erhielt der Fürst selber; es gelang, er kam nicht in die Stadt. Von Zeiden aus ging er den 30. December über das Gebirge. Von Kronstadt mußten sie Lebensmittel nachführen und Pulver und Blei, ja von Haus zu Haus sammelte man zinnerne Gefäße zu Kugeln; es erwachte der Gedanke, man wolle die Stadt von Vertheidigungs-

mitteln entblößen. Wie Bathori nach drei Monaten heldnischen Wüthens aus der Walachei, woraus er Radul vertrieben, im März 1611 zurückkehrte und drei Tage in Kronstadt praßte, schenkte er der Stadt vier eroberte Feldstücke; seine Söldner plünderten dafür in der Umgegend.

Durch seine Erfolge ermuthigt gedachte Bathori Kronstadt (und darauf Bistritz) das Schicksal Hermannstadts zu bereiten. Hätte er es erreicht, so wäre die ganze Nation der Unterjochung wohl schwerlich entgangen. Ob sie dann ihre Stellung in der Reihe der Stände behauptet hätte, mag billig bezweifelt werden. Die Wünsche der Männer von 1591 hätten unter dem eisernen Arm des Gewaltherrschers in Erfüllung gehen können; das Land wäre um sein freies Bürgerthum, um seinen Culturstamm gekommen. Daß das nicht geschah, verdankt man dem Muth Kronstadts und dem Geist des Mannes, der damals seine Seele war, Michael Weiß.

Michael Weiß, geboren den 13. Januar 1569, ist der Sohn des Medwischer Bürgermeisters Johannes Weiß und Gertruds, der Tochter des Medwischer Rathsschreibers Laurentius Wolf. Der Vater Johannes Weiß war in Eger geboren und hatte höchstwahrscheinlich um des Glaubens willen sein Vaterland verlassen müssen. Im siebzehnten Jahr verlor Michael Weiß durch die Pest (1586) in acht Tagen

Vater und Mutter; aus dem vereinsamten elterlichen Haus, wo Todesgedanken ihn umfingen, zog der Jüngling nach Ungern, wo er bei dem kaiserlichen Befehlshaber in Sathmar, dem Grafen Hardegg, Schreiber wurde. Von da ging er nach Prag und diente in der ungrischen Kanzlei an Kaiser Rudolfs Hof mit solchem Eifer, daß ihn der Kaiser den 21. März 1589 sammt seinen drei Brüdern und zwei Schwestern in den Adelstand erhob und ihm das Bild der Gerechtigkeit ins Wappen gab. Als er 1590 nach Siebenbürgen zurückkehrte, wählte er Kronstadt zum Wohnort. Mit Agnes, der Tochter des Stadthannen Andreas Kemmel vermählt, wurde er schon 1600 Rathsmann, 1608 Stadthann. Seines Kreises häufiger Abgeordneter auf Landtagen und Confluxen, von den Fürsten wiederholt in Geschäften des Reiches und Hauses, in Botschaften nach Prag und Konstantinopel gebraucht, lernte er mit großem Scharfblick die öffentlichen Angelegenheiten und die Männer, die sie leiteten kennen, wie kaum Einer noch. Auch Gabriel Bathori schätzte den Kronstädter Rathsmann, der ihm zuerst seine Bestätigung durch die Pforte mitgetheilt hatte und übertrug ihm gern und mit Erfolg Gesandtschaften an den Woiwoden der Walachei und Moldau.

Durch seine Verbindungen am Hof, durch die Anträge die man ihm in Hermannstadt gemacht, hatte Weiß Kenntniß von den Absichten des Fürsten, als

dieser im Mai 1611 aufs neue ein Heer sammelte und die Haiduken aus Ungern eingedenk des reichen Raubes zahlreich zu seinen Fahnen strömten. Bathori hatte den Landtag im April Krieg gegen den Woiwoden der Moldau beschließen lassen; nun hieß es gehe der Zug gegen Radul Scherban, der sich wieder in den Besitz der Walachei gesetzt und mit dem Woiwoden der Moldau verbündet hatte. Zum Theil mit Hermannstädter Waffen versehen rückten fürstliche Haufen unter Andreas Nagy und Johannes Ellek den 11. Juni ins Burzenland. Raub und Schandthaten bezeichneten ihren Weg. Um so warnender stand Hermannstadts Schicksal da; zahlreiche Flüchtlinge der armen Stadt, die in Kronstadt Sicherheit gefunden, wiesen darauf hin, wie es besser sei ritterlich gestorben, denn so jämmerlich verdorben.

Andreas Nagy lagerte mit 200 Mann in der Altstadt; am zweiten Sonntag nach Trinitatis (12. Juni) gedachte er die Stadt mit List zu nehmen. Unter allerlei Vorwänden gingen seine Leute aus und ein, Wachen und Mauern zu erkunden; in den nahen Häusern der Altstadt standen mehrere Haufen fertig unter den Waffen; in der „Graft" hielt ein Trupp zu Roß. Während der Predigt kam Nagy mit etwa zwanzig Begleitern vor das Klosterthor geritten und verlangte Einlaß. Plumpen Trugs wollte er einen Wagen aus der Stadt führen lassen; auf der Zug-

brücke sollte etwas an demselben brechen, in der Verwirrung das Thor genommen werden und sein Volk von allen Seiten einfallen. Aber das Thor blieb verschlossen bis nach geendigtem Gottesdienst; der Wagen wurde auf der entgegengesetzten Seite zum „Burzenthor" hinausgeführt; Nagy sah die Bürgerschaft vorbereitet und zog denselben Tag unmuthig ab. Als der Rath, um es nicht ganz mit ihm zu verderben, einen reichen Wagen und ein kostbares Sechsgespann ins Lager nach Tartlau schickte, schöpften die Haiduken Verdacht, der Führer stehe im Einverständniß mit der Stadt und habe sie geflissentlich um die Beute gebracht; sie zwangen ihn zum Abzug nach Ungern (18. Juni).

Unter der hohen „Zinne" aber, in den belebten Straßen von Kronstadt wechselte Hoffnung und Sorge. Die Thore waren geschlossen, die Bürger unter den Waffen. Die Männer sannen, wie man sich vertheidige gegen den Fürsten, der den Fall der Stadt, des Volkes Vertilgung oder doch jammervolle Knechtschaft wolle. Da, zwei Tage später, stand er selbst im Burzenland mit Heeresmacht; zwischen Zeiden und Weidenbach schlug er das Lager.

Wie Niemand aus der Stadt zur Begrüßung des Fürsten hinauskam, ritt Imresi des andern Tages mit 200 Begleitern hinein. Ein „Stadtreiter" begegnete ihm, er möge nicht näher kommen; man

werde ihn nicht einlassen; zürnend kehrte er um. Nun jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig beschloß der Rath Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und zur Vertheidigung der Stadt, der Weiber, der Kinder, der Freiheit der Väter das Schwert zu ziehen. Kannte doch das Landrecht jener Zeit eine Pflicht unbedingten Gehorsams gegen den — treubrüchigen Fürsten mit nichten und in der Berathung, die zum schweren Beschluß führte, mochten sie gedenken des Freibriefs, den Ladislaus, Ungerns König und Oesterreichs Herzog, ihnen gegeben, der die Sachsen der sieben und zwei Stühle und des Burzenlandes (sowie Klausenburg und Winz) zu einer untrennbaren Einheit vereinigt und alle ihre Rechte und Freiheiten für alle Zukunft sichert; falls er oder seine Nachfolger dagegen thäten, sollten solche Befehle kraftlos und ungiltig sein und ihre Nichtbefolgung den Sachsen nicht zugerechnet werden.

Inzwischen vermied Kronstadt noch immer den vollen Bruch; die Stadt sandte Zufuhr ins fürstliche Lager, nur Heer und Führer wollten sie nicht in die Mauern aufnehmen. Dafür drohte Bathori Tod und Verderben; seine Söldner plünderten die Vorstädte, zerschlugen das Hausgeräthe, verwüsteten die Felder, hieben die Fruchtbäume in den Gärten um. Das Lager wurde nach Tartlau verlegt dem Seklerland nahe, dessen Söhne zahlreich in Bathoris Reihen standen.

Da in der äußersten Noth sandte Kronstadt Boten über das Gebirge zu Radul Scherban, der bereits zum Krieg gegen Bathori gerüstet war und bat ihn um Hilfe. Der folgte dem Rufe; mit 10,000 Mann, darunter an 1300 polnische Reiter, kam er auf heimlichen Wegen in großer Stille über die Karpaten; in Kronstadt selbst wußten nur zwei oder drei Rathsmänner von seiner Nähe. Den 9. Juli morgens frühe kam ein Flüchtling zu Bathori, seine Vorhut im Tömöscher Paß sei erschlagen von des Radul Scherban Volk. Erschrocken rief der Fürst: „ich lasse dich schinden, wenn du nicht die Wahrheit sprichst“; „in einer Stunde wird dir der Glaube in die Hände kommen“ entgegnete der Bote.

In der That stand schon am Morgen desselben Tages Radul unter dem Galgenberg vor Kronstadt. Aus der Stadt schickten sie Brot und andere Lebensmittel hinaus; denn die Truppen waren müd und hatten lang nichts gegessen. Im Bathorischen Lager aber waren sie schnell fertig, alle zu Roß und zu Fuß und rückten über Petersberg heran, die Ermatteten zu überfallen. Radul zog sich der Stadt zu; vor St. Bartholomäi hielten seine Haufen; die polnischen Reiter befehligte er zur Papiermühle in den Hinterhalt. Die Kronstädter schickten einige kleine Feldstücke mit ihren Büchsenmeistern zu Hilfe und mehrere Wagen voll Spieße. Gegen Mittag stießen die Haufen

auf dem Mittelfeld zusammen; Bathoris Scharen in dreifacher Ueberzahl und mit solchem Ungestümm, daß die Walachen an vielen Stellen wichen und der Stadt Graben bald voll Flüchtlinge waren. Schon lösten Bathoris Truppen die Reihen und fingen an zu plündern; der Fürst rief „unser ist der Sieg": da sprengten plötzlich in leuchtendem Glanz ihrer Waffen die polnischen Reiter an und nahmen den Kampf wieder auf, die fürstlichen Truppen hatten sich verschossen; lähmender Schrecken fiel über sie; mit Schwerthieben wurden die walachischen Flüchtlinge von ihren Hauptleuten wieder vorgeführt; der Tag endigte mit einer schweren Niederlage Bathoris. Von den Thürmen Kronstadts sah man die Nacht hindurch mehr als zwanzig Dörfer im Seklerland brennen, die die Sieger auf der Verfolgung des Feindes angezündet. An 8000 Todte, nach Einigen noch mehr, begruben in den nächsten Tagen die Kronstädter; auf den reifen Kornfeldern fanden die Schnitter später noch viele Leichname, deren manchen die Habsucht die goldenen Ringe von den verwesenden Fingern gezogen. Sachsen waren insonderheit viele gefallen, da Bathori sie in die Vorderreihen „zur Schlachtbank" geführt. Sein böser Rath Imrefi ließ das Leben im Sumpf bei Petersberg; drei gefangene Feldhauptleute befahl der Woiwode zu enthaupten; andere gefangene Edelleute, die sich nicht auslösen konnten, erschlugen die Walachen.

Gabriel Bathori selbst entkam nur mit Mühe der Schlacht; der Pole Schiffka hielt schon dicht an ihm, als ihn das Blei aus dem Rohr eines fürstlichen Fußknechtes niederstreckte. Des Fürsten Roß stürzte von einer Kugel; er entfloh auf einem fremden. Von wenigen Reitern begleitet kam er nach Reps, dessen Königsrichter David Weyrauch den Todtmüden „wie seinen gnädigen Herrn und Fürsten" aufnahm, speiste und labte und mit den eigenen Pferden nach Hermannstadt führen ließ. Von den fürstlichen Truppen wußte Niemand, ob Bathori lebe oder todt sei.

Die Hermannstädter sollten es bald erfahren. Ueber die arme Stadt ergoß sich der Strom seines Zornes. Binnen drei Tagen forderte er 100,000 Gulden von ihr, sonst werde er Alle niederhauen und den Hunden vorwerfen lassen. Da für die Geplünderten die Summe unerschwinglich war, wurden Rath und Hundertmänner aufs Rathhaus gefangen gesetzt, die Häupter in den unterirdischen Kerker geworfen. Wochenlang dauerte die Haft; als das Geld zusammengekommen war, erklärte Bathori, daß er fortan alle Bürger aus der Stadt verbanne, ausgenommen die Gewerbsleute, die ihm unentbehrlich seien. Eine ganze Nacht ritten die Unger mit einem Rathsherrn in der Stadt herum und bezeichneten die, die vertrieben werden sollten. Am folgenden Morgen trat die Gemeinde vor dem Bürgermeister zusammen; man verlas die

Namen; mit dem Stab in der Hand wandten sie der Stadt den Rücken. Es war anfangs September; schon im Frühjahr war die Unterstadt fast entvölkert gewesen; in mehreren Straßen hatten die neuen Herren gepflügt; Hirsfelder erhoben sich, wo bis dahin Menschen gewandelt. Auf der Stadt aber lastete schwerer als Alles die Gottlosigkeit mit der Bathori und die Seinen jede böse Lust stillten und daß mitten unter den Thaten der Schande die Schamhaftigkeit auch aus Kreisen entwich, — nicht immer zogen sie, wie Herrn Johannes Balck schöne Ehefrau den Tod der Sünde vor —, die früher reinere Sitte gepflegt.

Gegen Hermannstadt zog sich nun der Kriegssturm dem geflohenen Fürsten nach, der den Führer der Sekler Stefan Bedö enthaupten ließ. Wäre Radul rasch gewesen, er hätte die Stadt nehmen können. Aber er zögerte vor Kronstadt; seine eigenen Truppen waren schwierig; die polnischen Reiter forderten den Sturmsold, wozu die Stadt endlich 34000 Gulden dargeben mußte. Während dessen zog Bathori mit großen Versprechungen Seklerhaufen an sich; auch einiger Adel folgte seinem Aufgebot; an die Türken schrieb er um Hilfe. Als Radul den 1. August vor Hermannstadt ankam, empfingen ihn Kanonenschüsse von den — freilich zu andern Zwecken erbauten — Wällen. Gleichzeitig rückte aus Ungern des Königs Matthias Feldobrister Sigismund Forgatsch vor die-

selben. Der Palatin Georg Thurzo hatte ihn gegen Bathori geschickt, weil der Fürst Siebenbürgen verderbe, Matthias darum das Land aus reinem Mitleiden in seinen Schutz nehme und seine königlichen Ansprüche auf dasselbe erneuere. In schnellem Zug hatte Forgatsch Klausenburg, Weißenburg, Mühlbach genommen und forderte alle Sachsen auf, sich in Matthias Schutz zu begeben, was Kronstadt sofort mit Freuden that.

Doch die beiden Heere bedrängten Hermannstadt nicht mit entscheidender Kraft. Sie knüpften Unterhandlungen an, während deren Bathori die Gefangenen vom Rathhausthurm stürzen, an den Füßen aufhängen, von Rossen zerreissen, den Schießübungen seiner Trabanten zum Ziel dienen ließ. Bald kam die Kunde, türkische Scharen seien ins Land gefallen; den 20. August hoben Radul und Forgatsch ihr Lager auf; Beide kamen nach Kronstadt. Forgatsch nahm die Bürgerschaft für Matthias in Eid und Pflicht, erhob 14,000 Gulden, versprach baldige Hilfe und zog aus Furcht vor dem Feind nach Ungern ab; Radul eilte in die Walachei, wo sich ein Gegenwoiwode erhob; sechs Geschütze verpfändete er den Kronstädtern für 6000 Gulden; sie — waren wieder allein.

Nicht allein; die Türken waren durch den Bodsauer Paß hereingebrochen, hatten Tartlau und „die sieben Dörfer“ geplündert und lagerten vor Kronstadt,

das in Eile um sein Bergschloß einen neuen Wall warf und dem Rathsmann Georg Rabescher die Vertheidigung übertrug.

Auf die Nachricht vom türkischen Zuzug brach Bathori schnell mit 7000 Mann auf; jetzt sollte die verhaßte Stadt seinen Zorn fühlen. Durch das Kukelthal ging der Zug. In Medwisch hatte Forgatsch 300 Söldner gelassen; sie übergaben die Stadt gegen freien Abzug (13. Sept.); der Fürst ließ sie in Eisen schlagen und nach langer Knechtsarbeit in Hermannstadt in türkische Sklaverei verkaufen. Medwisch, obschon es sich mit 12,000 Gulden gelöst, wurde von seinen Truppen geplündert.

Als Schäßburg von der Nähe Bathoris vernommen, schloß es die Thore und lud die Stücke, deren eines es kürzlich von „Herrn Apafi" gekauft um 75 Gulden. Die Stadt hatte dem Fürsten den Gehorsam aufgekündigt, obwohl er ihr 1609 die drei Zehntquarten jenseits der Kukel geschenkt und war bereit zur Vertheidigung. Der Rathsmann Lucas Seiler wurde ihm entgegengeschickt; er möge einen andern Weg „für sich fassen"; sie könnten ihm weder die Stadt öffnen, noch ihn neben derselben vorbei lassen. Da, in dem Augenblick der ernsten Entscheidung zeigte das Geschick wie zum Spott die lustige Seite. Der wackere Schäßburger Rathsschreiber Georg Krauß erzählt, wie „der arme Herr Lucas Seiler unterwegs

seltsame Cornelios und Grillen gehabt, wie er dem Bathori seine Commission solle anbringen, bis er sich endlich gänzlich entschlossen, ihm dieselbe absolute anzusagen". Als er in solchen Gedanken bis Dunesdorf gekommen und dort aus etlichen Conjuncturen oder vielmehr aus Furcht des Bathori indispositum animum (schwer zu behandelnden Sinn) vermerket, sei ihm der Muth entfallen und wie der Fürst ihn höhnisch gefragt: nun du Rothbart, werdet Ihr uns Einlaß gewähren zu Euch, habe der arme erschrockene Herr Lucas Seiler vor Furcht nicht gewußt was er geantwortet und ihn in die Stadt geladen. Wie der Bathori, darob erfreut da ihm der Rachen längst nach Schäßburg offen gestanden, nicht faul zum Folgen gewesen, habe der Legat erst gedacht, was er gethan, sich flugs gewendet und sei ohne vor oder hinter sich zu sehen, zur hintersten Pforte gekommen, allwo Ein Ehrsamer Rath mit Verlangen auf ihn gewartet. Der, als er den Vorgang vernommen, habe den Legaten mit großem Eifer und Zorn zurückgeschickt, den Bathori abzuweisen; wie aber Lucas Seiler den Tod vor Augen unter der Steinley angelangt, sei schon des Fürsten Vortrab bei dem „Steinenbild" gewesen, worauf die aus „dem obersten Schanz" und Schneiderthurm Feuer gegeben, nicht achtend ob sie den Legaten oder den Fürsten träfen. Als nun der Rathsherr aus der Kugeln Sausen gemerkt, was dort auf den

Thürmen und Basteien „die Birn gelten", sei er wieder zur hintersten Port zurückgekehrt, habe aber sein Lebelang viele Stich- und Afterreden von männiglich hören müssen.

Ob solchen Ernstes ließ Bathori Schäßburg; sein Sinn stand nach Kronstadt. Seinem Grimm zum ersten Opfer fiel Wolkendorf. Der Ort wurde geplündert, angezündet, die muthig vertheidigte Burg erstürmt um den festen, bis zum letzten Augenblick gehaltenen Thurm Stroh und Holz gehäuft und in Brand gesteckt. An 300 Menschen verloren das Leben; die wenigen Gefangenen kauften die Zeidner und Rosenauer frei. Auch Kronstadt erkannte des Fürsten Ankunft, als er die Lang-, Mittel- und Hintergasse der Altstadt in Asche legen ließ.

Da ritt Michael Weiß auf die Höhe des Schloßberges, die Lage der Dinge zu erkunden. Wie er dort das Roß hielt, traten einige Männer zu ihm und sprachen: Eure Weisheit thun so gut und vergönne uns, daß wir hinunter gehen und scharmützeln mit dem Feind, ob wir etwas bekommen möchten; denn wir sind arme Gesellen. Weiß antwortete: Ihr habts für Euch; Ihr mögts versuchen. Da liefen diese ins Feld hinunter, versteckten sich hin und wieder in die Gärten, schoßen einige Türken von den Rossen, plünderten sie, schlugen etlichen die Köpfe ab und fingen Einen lebendig, den sie an Weiß überantworteten.

Dieser nahm ihn wohl auf, labte ihn mit Speise und Trank und übergab ihm ein Schreiben an den Pascha, der vor der Stadt lag: warum er sie so bedränge; ob er das werde verantworten können vor seinem Kaiser? Da verlangte Homzrpascha, ein betagter Mann, der die Stadt bereits vergebens zur Uebergabe aufgefordert, eine Unterredung mit dem Rath. Michael Weiß und Johannes Chrestels gingen hinaus; unter den Linden vor dem Klosterthor saßen die Türken. Warum, sprachen sie, seid Ihr abgefallen von Eurem Fürsten und habt Euch an den Woiwoden Radul und an Sigmund Forgatsch geschlagen mit Verletzung der Treue, die Ihr dem türkischen Kaiser schuldig seid? Weiß entgegnete: von der Pforte abzufallen sei Niemanden in den Sinn gekommen; nur gegen die unerträgliche Gewaltherrschaft] Bathoris, der am Land meineidig geworden, habe man sich erhoben. Der Fürst wolle das Verderben des sächsischen Volkes; Hermannstadt lehre es; in der drängenden Noth habe man die Hilfe genommen, wie sie gekommen, da die türkische zu weit abgelegen. Wie der Pascha dies und die andern Beschwerden der Sachsen erfuhr, sprach er: das sei ferne, daß ich dem Fürsten an der ungerechten Unterdrückung helfe; ich will zu meinem Herrn zurückkehren; zwei Tage später zog er mit seinem ganzen Heere ab. Es war den 25. Sept. 1611. Bathori, nun allein zu schwach, ließ in unmäßiger Wuth alle

Vorstädte von Kronstadt niederbrennen, — nur zehn Häuser blieben — und zog, das ganze Burzenland mit Feuer und Schwert verheerend, durch den Zeldner Wald nach Hermannstadt. An einem Tag war die Stadt von zwei feindlichen Heeren befreit; „dafür dem allmächtigen Gott allein Lob, Preis und Ehre in alle Ewigkeit" schrieb Weiß in sein Tagebuch.

Kronstadts Widerstand sollten die Sachsen büßen. Von Hermannstadt aus, den 1. Oct. 1611, zog Bathori, weil die Gesammtheit der Sachsen mit Ausnahme des Bistritzer Districts und des Repser Stuhls, er wisse nicht warum, Hochverrath an ihm, dem rechtmäßigen Fürsten begangen und dadurch alle Güter der Nation an ihn heimgefallen, die drei von dem Fürsten nicht in Pacht genommenen Zehntquarten ein, ausgenommen im Bistritzer District und im Repser Stuhl. Der Landtag, der am 10. October in Klausenburg zusammentrat, bestätigte die fürstliche That. Inzwischen hatte Schäßburg sich mit Bathori vertragen und einige tausend Gulden gezahlt; gegen das in die Acht erklärte Kronstadt gebot der Fürst die benachbarten Sekler und Walachen auf, die ohne Unterlaß mit Streifzügen das Burzenland beunruhigten. Zwei Bürgercompagnien, die eine zu Roß, die andere zu Fuß, sollten das Feld gegen sie halten und die bedrohten Theile schützen. Auch an den Palatin wurden Abgeordnete geschickt, er möge die durch Forgatsch

7*

versprochene Hilfe schleunig senden; als dieser sich Bathori geneigt zeigte, gingen sie zum König Matthias; aber Unruhen in der Moldau unterbrachen ihre Verbindung mit der bedrängten Stadt, von der, in der strengen Winterkälte der Vertheidigung ihrer Burgen müde und von täglichen Einfällen der Sekler schwer heimgesucht Marienburg, Brenndorf, Honigberg, Tartlau abfielen.

So brach das Jahr 1612 an; die Kronstädter wählten Michael Weiß zum Richter, wie er schon bisher die Seele des Ganzen gewesen war. Im Febr. 1612 rief Bathori die drei Völker unter die Waffen, das ganze Land gegen die eine Stadt. Des Erfolges sicher, prägte der Fürst schon Siegesmünzen; über dem Bild Kronstadts zeigte die Rückseite einen geharnischten Reiter mit vielem Kriegsvolk. Die Kronstädter antworteten mit einer ähnlichen. Die Vorderseite hat in einem Lorberkranze das Wort des Psalmes: Er verläßt sich auf Wagen und Rosse, die Rückseite Kronstadts Wappen und die Umschrift: wir auf den Namen des Herrn. 1612.

Von Fogarasch aus entbot Bathori die Gemeinden des Burzenlandes zu sich unter großen Versprechungen für die Treuen, mit schweren Drohungen gegen die Ungehorsamen. Nur die abgefallenen Orte erschienen. In denselben Tagen wandte er sich auch an Weiß und forderte ihn mit zürnenden Worten zur

Uebergabe der Stadt auf; die Antwort desselben ist ebenso rührend durch die wehmüthige Erinnerung an das alte bessere Verhältniß zwischen beiden, als erhebend durch den Ausdruck todesmuthiger Ueberzeugungstreue, die es durchweht. Der „ehemalige getreue Diener" entbietet (27. Jan. 1612) dem Gabriel Bathori Fürsten von Siebenbürgen, seinem „ehemaligen Oberherrn" Gruß und Dienste „sofern sie nicht mit dem Dienst Gottes und dem Wohl des Vaterlandes streiten". An ein horazisches Wort anknüpfend blickt er eingangs auf die Treue zurück, die er ihm gehalten selbst, als sein lieber Rath Imresi ihn, den Fürsten, heimlich gern habe tödten wollen. Wie aber die Stadt Seiner Fürstlichen Gnaden durch seine Grausamkeit und unermessene Feindschaft sei entfremdet worden, habe er in offenem Weg ihm Abbruch zu thun gesucht, weil er der Stadt gehöre und nicht sein eigener Herr sei. „Daher bitte und flehe ich denn auch itzt, Euer Fürstliche Gnaden geruhen von Fogarasch umzukehren und nicht zu Ihrem eigenen Schaden und Spott herüberzukommen. Gott weiß es, und Ew. Gnaden werden es, falls Sie herüberkommen, selbst erfahren, daß Sie hier nichts ausrichten." Der Fürst möge das Ergebniß der Gesandtschaften an die Pforte und nach Ungern abwarten, „alsdann werden wir, falls es Gott gefällt, daß wir Euer Gnaden in die Hände kommen, unter Bedingungen, die für beide

Theile anständig sind, uns aufs neue Ew. Fürstlichen Gnaden unterwerfen. Niemand kann sich Etwas nehmen, es sei ihm denn von Gott gegeben. Wollen Ew. Fürstlichen Gnaden diesem Allem entgegenthun, so können wir nicht dafür; wir aber müssen uns an das halten, was uns Gott und die Natur verliehen hat und Ew. Gnaden können uns das nicht verdenken."

„Dein Glück, mein Fürst" schließt Weiß „fasse fest, es ist schlüpfrig. Halte Lust und Vergnügen im Zügel, so wird es leicht zu regieren sein. Wo keine Scham, keine Gerechtigkeit, keine Gottesfurcht, keine Zucht und Ehrbarkeit ist, da ist das Reich schwankend."

Weiß's Worte waren natürlich fruchtlos, eben so vergeblich aber auch die Versuche Kronstadt zu schrecken. Als Richter und Rath von Marienburg im Februar hineinschrieben, der Königsrichter von Reps lasse seine Vermittlung anbieten; der Fürst sei mit großer Macht nahe; es werde gut sein, vor dem Schaden klug zu werden und später möchte der Sache schwerlich zu rathen sein, erhielten sie die Antwort: daß der Stuhlsrichter oder Königsrichter von Reps sagt, wie viel Volk in ihrem Stuhl liegt, so mit dem Fürsten und großem Geschoß auf uns kommen, irret uns nicht; wir sind in den Sachen resolvirt vom Größten bis auf den Kleinsten und werden davon

nicht abweichen. Wenn das ganze Land auf uns kommen sollte, so haben wir, sie zu speisen; die Herbergen um die Stadt und das fürstliche Kochhaus sind angemacht, der Pfeffer liegt in den Mörsern und Stücken; komme nur wer da kommen will, es soll an uns nicht mangeln. Denn das ist gewiß, daß wir entweder ehrlich in unsern Freithümern leben, oder ja ehrlich sterben wollen".

So rückte denn Bathori den 23. März 1612 durch den Zeidner Wald herüber und belagerte die Zeidner Burg, die 155 Zeidner und 35 Kronstädter, vom Rath hinübergeschickt, meist Studenten des Gymnasiums vertheidigten. Einen Tag und eine Nacht beschoß er sie fruchtlos. Schon ging den Feinden Schießbedarf ab, da am dritten Tag nahmen die Zeidner den Frieden an, den ihnen Bathori bot und lieferten die 35 Kronstädter aus, die sofort gehenkt oder in Pfähle gezogen wurden. Die Furcht und Zeidens Beispiel bewog Weidenbach und Neustadt, daß sie Bathori die Schlüssel entgegentrugen und ohne Schwertschlag ihre Burgen öffneten, die von den neuen Besatzungen geplündert wurden. Den 27. März zog Bathori mit all seiner Macht vor Rosenau. Sieben Tage lang hallte der Donner seines Geschützes in den Schluchten des Königsteins und des Butschetsch wieder, die großartigen Anblicks mit ihren grauen Gipfeln auf die Burg herniedersehen, welche die steile Höhe an die Südost-

ſeite des ſtattlichen Fleckens krönt. Da erhob ſich unter den Vertheidigern eine Partei, die aus alter Eiferſucht Kronſtadt haßte; Walachen, die man in die ſchützenden Mauern aufgenommen hatte, vereinten ſich mit ihr; ſie drängte zur Uebergabe; den Richter Piter Durmes drohte ſie gebunden an Bathori auszuliefern, wenn er nicht einwillige. Als dazu Mangel an Waſſer eintrat — der tiefe Brunnen, deſſen Erbauung die Sage Zwerghänden zuſchreibt, beſtand damals noch nicht — und die Botſchaften der unterworfenen Orte zum Frieden riethen, übergaben ſie die Burg den 3. April. Dem Vertrag zuwider wurden ſchon den folgenden Tag die Sachſen daraus vertrieben und fürſtliche Söldner als Beſatzung hineingelegt. Von Furcht bewegt, oder wie es heißt, von Gold beſtochen, übergab den 5. April die Beſatzung auch Törzburg, die ſtarke Veſte, die den Zuſammenhang mit der Walachei erhielt und für uneinnehmbar galt. In gerechtem Zorn ließ der Rath von Kronſtadt die Hauptleute David Horwath und Johannes Hanklicheſſer, Rathmänner, die das Schloß übergeben hatten, auf dem Burghals ſpießen, nachdem dem letztern zuvor die rechte Hand und der linke Fuß abgehauen worden, weil er Haupturheber der That geweſen. Ein dritter ſtarb am Galgen.

So hatte Bathori den obern Theil des Burzenlandes bezwungen, der untere hatte ſich früher erge-

ben, Kronstadt stand allein da. Siehe, da gereute die Honigberger ihre That. Als sie sahen, wie der Fürst mit den Unterworfenen umging, wie des Raubes und der Grausamkeit kein Ende war, schlossen sie ihre Burg, griffen wieder zu den Waffen und schickten um Büchsenmeister in die Stadt. Diese sandte kundige Männer hinaus, darunter Hans Böhm, einen Maler, aus Böhmen gebürtig, einen tapfern und kriegserfahrenen Mann, der die Burg mit großer Entschlossenheit hielt. Vierzig Klaftern lang hatte Bathoris Geschütz die Mauern niedergeworfen und doch waren seine Stürme vergeblich. Ueberdrüßig des Lebens im Felde hob der Fürst den 10. April die Belagerung auf und zog nach Hermannstadt daselbst Ostern zu halten. Aus dem Seklerland und den genommenen Burgen sollten Raub- und Streifzüge die Kronstädter beunruhigen.

Auch den Landtag berief der Fürst im Mai nach Hermannstadt, daß er Mittel schaffe, die aufrührerische Stadt zu bezwingen. Die Stände, auf ihre alte Treue hinweisend, versuchten das Gemüth des Zürnenden milder zu stimmen. Sie schickten Abgeordnete nach Kronstadt aus allen drei Völkern, von den Sachsen den Bistritzer Richter Georg Frank und David Weyrauch, den Bathori zum Sachsengrafen ernannt hatte. Den 7.] Juni kamen sie nach Kronstadt und riefen die ganze Gemeinde in die große Kirche zusam-

men. Dort fragten sie, ob sie Gabriel Bathori als Fürsten erkennen wollten; alles Volk rief einmüthig: nein. Wie jene die Gefahr solches Entschlusses darstellten, erklärten sie, lieber Alles dulden zu wollen und blieben fest dabei. Grade in jenen Tagen hatten sie von Constantinopel Zusicherung baldiger Hülfe bekommen. Im Herbst des vorigen Jahres hatte nämlich Bathori einen seiner vermeintlichen Getreuen, Andreas Götzi, an den Sultan geschickt um Hilfe gegen Kronstadt. Der aber strebte selber nach dem Fürstenstuhl, klagte im Namen des Landes gegen Bathori und erhielt große Versprechungen. Im Namen des Sultans kamen Briefe nach Kronstadt, die dem Land geboten von Bathori abzufallen; der Kaiser habe beschlossen, jenen bösen und heillosen Baum abzuhauen. Also sprach Weiß, könne man des Sultans Befehlen nicht zuwiderthun; er ermahne hinwiederum die Boten, diese Gelegenheit, das Vaterland vom Tyrannen zu befreien, nicht vorübergehen zu lassen.

Schäßburg hatte sich inzwischen an Matthias gewendet. Im Austrag des Rathes ritt Valentin Bakosch von Hermannstadt mit seinem Diener Kaspar Trompeter hinaus zum „römischen Kaiser", daß er sich der unterdrückten Hermannstadt annehme. Nach mondenlanger Abwesenheit kehrte er mit des Kaisers Brief, der die Versicherung schneller Hilfe enthielt, zurück. Aber Gabriel Bathori hatte ihn in die Acht

erklärt und in ganz Siebenbürgen und Ungerland den Befehl gegeben, daß man ihn fange wo man ihn finde. Doch kam er ungefährdet bis nach Medwisch, wo er einen Tag oder zwei rasten wollte, Gott dankend, daß er nun unter den Seinen sei. Wie das der Stadt Bürgermeister Petrus Gotterbarmet erfuhr, gedachte er bei dem Fürsten sonderliche Gnade zu erlangen und setzte im Rath durch, daß man Bakosch fange. Doch der Rathsmann Johannes Schuller kam bei Nacht zum Gast und theilte ihm die drohende Gefahr mit. Dieser ließ am frühen Morgen satteln und ritt dem Farkeschgässer Thor zu. Siehe das war verschlossen und der Bürgermeister hatte die Schlüssel. Da sprengte Bakosch nach kurzem Besinnen unter sein Fenster und begehrte in ungrischer Sprache die Schlüssel. Der Bürgermeister, vermeinend es sei ein Hofdiener Bathoris, reichte sie dar und rettete so seinem Feind das Leben. Denn als die Trabanten bald darauf „den Vogel ausgeflogen fanden", raufte sich Herr Gotterbarmet umsonst „für Wehmuth fast die Haare aus dem Bart" und ließ dem Flüchtling nachjagen; der kam glücklich nach Schäßburg und verbreitete durch seine Botschaft Freude in der Stadt. Die Universität vergabte ihm später drei Reußner Zehntquarten zum Danke; er aber hochherzigen Sinnes schlug sie aus, damit Niemand sage, er habe solche seine Dienste um Lohn gethan — „eine unverständige Jugend" setzt der

Chronist hinzu „und wird künftig höchlich von ihm und seinen Kindern bereuet“.

Aber die Hilfe, die Matthias versprochen, kam nicht. Der Palatin Thurzo und die ungrischen Magnaten begünstigten Bathori. Seinem Gold gelang es, auch die türkischen Paschen für sich zu gewinnen; Andreas Götzi kam nur mit 2000 Mann nach Kronstadt und auch diese wurden in den ersten Tagen feldflüchtig. Neue Gesandtschaften nach Constantinopel — den 20. Juli gingen Petrus Kamner von Hermannstadt und Michael Jekel von Schäßburg hin — waren gleichfalls fruchtlos.

Im Burzenland dauerte der kleine Krieg fort mit wechselndem Erfolg; Kronstadt, das 400 Fußknechte und ebenso viele Reiter, Walachen und Rascier, in Sold genommen, machte Götzi zum Feldobristen. Am siebenten Sonntag nach Trinitatis (5. Aug.) überfiel Hans Böhm von Honigberg aus die Brenndorfer Burg und nahm sie; der Verräther Matthias Quinten, der den Seklern anhing, büßte mit dem Kopf. Der Versuch dieser, die Burg wieder zu nehmen, mißlang; ihr Führer selbst fiel vom Glöckner mit einer Hakenkugel zu Tode getroffen. Dagegen überraschten sie einen Streifzug der Kronstädter, der beutebeladen aus dem Seklerland zurückkehrte und sprengten ihn auseinander; an Sechszig wurden gefangen. Ein heimlicher Ueberfall der obern Vorstadt aber (22. Aug.

mißglückte gänzlich; die Kugeln der Thürme und die Schwerter der Ausfallenden trieben sie zurück; an Hundertfünfzig fielen oder wurden gefangen. Die Freude der Stadt mehrte, daß eine Woche später auch die Zeidner Burg wieder genommen wurde, die die Seklerbesatzung nur nachlässig bewachte. Ja in der zweiten Woche Septembers konnte Götzi mit einem nicht großen Haufen Bürger und Söldner das feindliche Lager im Seklerland überfallen und trotz des Widerstandes auseinandersprengen; er hätte, sprachen sie, die Burg von Illyesalva, wohin die Führer der Gegner geflohen, in der Ueberraschung nehmen können; aber, selber ein Sekler, vergaß er des Blutes nicht und führte unter nichtigen Vorwänden die streitlustigen Scharen zurück. Erschreckt durch einen Angriff auf Marienburg, verließen bald darauf die Besatzungen von Weidenbach und Neustadt ihre Burgen; die Tartlauer vertrieben die Haiduken aus der ihrigen; fast das ganze Burzenland war vom Feind befreit.

Da zogen den 8. October 1612 an 3000 Mann mit sechs Feldstücken aus den Mauern von Kronstadt, um einen entscheidenden Schlag zu thun, neben Götzi der Richter Michael Weiß, der, wie es scheint, nach jenen Vorgängen im Seklerland dem Feldhauptmann nicht mehr ganz traute. Sie gingen über den Alt, nahmen Uzon und empfingen die Huldigung von Illyesalva. Die Sekler knüpften Unterhandlungen an-

um Zeit zu gewinnen und mahnten inzwischen Bathori zur Hilfe; nun sei der rechte Augenblick da, die ganze Kraft von Kronstadt stünde im Feld. Wohl kam die Kunde hievon auch in das Lager der Sachsen; sie achteten derselben in ihrer Siegeszuversicht nicht. Und doch waren die Häupter Götzi und Weiß nicht einig! Jener drang auf Rückzug in eine feste Stellung; dieser muthiger als umsichtig fragte ihn: ob er wohl lang nicht in Kronstadt bei dem Kochtopf gesessen.

Da, Kronstadts Heerhaufe stand bei Marienburg, brausten plötzlich die Feinde wie ein Sturm heran. Es war Dienstag, den 16. Oct. am Tag Galli. Götzi ordnete die Schlachtreihen; doch ohne einen Angriff auszuhalten, sprengten unversehens die walachischen Reiter fort, sei es aus Furcht, sei es aus Treulosigkeit und rissen die rascischen Söldner, ja Götzi mit sich. Die Sachsen blieben allein und wurden, von den feindlichen Reitern im Augenblick umflügelt, großen Theils erschlagen oder gefangen. Umsonst versuchte Weiß die Schlacht herzustellen; als er Alles verloren sah, wandte auch er das Roß. Von einem einzigen Diener begleitet sprengte er der Stadt zu; im angeschwollenen Burzenfluß stürzte sein Pferd; die Feinde, die ihm auf den Fersen waren, hieben auf ihn ein; nach kurzer Gegenwehr war er zum Tod getroffen. Sein Haupt führten die Sieger nach Her-

mannstadt, Bathori ein Gegenstand barbarischer Freude.

Unter den Gefallenen deckten auch neun und dreißig Kronstädter Gymnasiasten die Wahlstatt. Vierzig waren ausgezogen in die Schlacht; der eine, der das Leben davontrug, verdankte seine Rettung den Wunden, die ihn unter den Leichen der Freunde den blut- und beutegierigen Blicken der Sieger entzogen. Noch heute zeigen sie dir auf der gesegneten Ebene, die leider mehr als einmal das Blut feindlicher Brudervölker getrunken, den „Studentenhügel", unter dem ihre Gebeine ruhen und erzählen leuchtenden Blicks vom Tod der Jünglinge. In den Herzen alles Volks aber wiederklingt es das Lied, das der treffliche Sänger singt:

Bei Marienburg, bei Marienburg
Im leichenvollen Feld,
Da nahm manch' guter Sachse
Abschied von der Welt.

Bei Marienburg, bei Marienburg
Fiel Weiß im Kampf so schwer;
Sein Name ist unvergessen,
Sein Grab kennt Niemand mehr.

An unbekannter Stelle
Im leichenvollen Feld,
Da ruht von allen Kämpfen
Nun aus der gute Held.

Marienburg, o Marienburg
Gib deine Todten her!
Für uns auch hat begonnen
Ein Kämpfen hart und schwer.

Und oft wie wird so bange
Der zweifelvolle Strauß;
Marienburg, o Marienburg
Schick deine Todten aus! —

Umsonst! — Sie liegen Alle
Verstummt im Feld umher,
Der gute Weiß er reget
Sich nie und nimmermehr!

In Kronstadt erhob sich bei der Kunde des großen Unglücks über den Tod der Männer, über den Fall des Hauptes große Bestürzung und schwere Klage. „Etliche beweinten ihre Brüder, Etliche ihre Männer, Andere ihre Kinder; es beweinte aber Jeder Herrn Michael Weiß.“ Doch als der feindliche Führer Wolfgang Alya die Stadt zur Uebergabe aufforderte, war Niemand so muthlos darauf zu hören. Sie hätten es für eine Sünde gehalten an ihrem großen Richter, dem und sich zu Ehren sie die goldne Gedächtnißmünze prägten, die auf der einen Seite Weiß's Namen und Todesjahr, auf der andern die Aufschrift führt: Er leistete, was er dem Vaterland schuldig war. — Den 19. Oct. schon ging Hans Benkner aufs neue nach Constantinopel um Hilfe

enkner

zu bitten, während die Sachsen sich wiederholt an Matthias wandten.

Wie Bathori dieses Alles sah, mochte er denn doch in sich gehen, obwohl er in seiner tyrannischen Weise in Hermannstadt fortfuhr und immer mehr Bürger austrieb. In seiner nächsten Umgebung erwuchsen ihm Feinde. Als er den eigenen Günstling Gabriel Bethlen zu beargwohnen anfing und ihm nach dem Leben stellte, entfloh dieser zum Pascha von Temeschwar (Sept. 1612). Um so heftiger entbrannte nun wider ihn sein Zorn. Den Sachsen gegenüber aber finden wir den Fürsten selbst nach Kronstadts schwerer Niederlage mit friedlichern Gesinnungen. Während er auf dem Landtag in Hermannstadt im Nov. 1612 Bethlen als Hochverräther verurtheilen ließ, stellte er der sächsischen Geistlichkeit die entrissenen Zehnten zurück. Seit der widerrechtlichen Einziehung derselben hatten die geistlichen und weltlichen Häupter des Volkes sich in Unterhandlungen darüber mit dem Fürsten eingelassen und, wie man sagt gegen Bethlens Rath, sich zu Opfern erboten in kurzsichtiger Befürchtung längerer Dauer der rechtslosen Zustände. Mit in Folge davon stellte Bathori den 28. Nov. 1612 mit allen Freiheiten des Clerus auch jene drei Quarten wieder zurück unter der, von der geistlichen und weltlichen Universität eingegangenen Bedingung, daß jene Zehntquarte, welche die fürstliche Kammer seit Chri-

stof Bathoris Zeit gegen jährlichen Pacht bezogen, derselben fortan unentgeltlich zukomme. Den folgenden Tag erklärte der Landtag seine Zustimmung zum fürstlichen Erlaß und hob den Beschluß des Klausenburger Landtags, der die drei Zehntquarten eingezogen hatte, förmlich auf. Im Eingang der fürstlichen Urkunde meint man fast, Bathori versuche sich oder seine Gegner zu entschuldigen. Es liege im Wesen irdischer Gebrechlichkeit, daß nichts beständig bleibe. So sei es ihm nicht gelungen, wie sehr er auch durch Gnade und Milde darnach gestrebt, immer die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. Seit drei Jahren schon rauche der Brand des Krieges und es habe wenig gefehlt, daß selbst die sächsische Geistlichkeit zu seinen Feinden getreten.

Am Anfang des Jahres 1613 kamen von Matthias und von der Pforte Gesandte an Bathori; sie ermahnten ihn, er solle nach den Gesetzen regieren und von der Bedrückung der Sachsen ablassen, wenn er nicht das Fürstenthum verlieren wolle. Auch Kronstadt wurde von der Pforte erinnert Frieden zu halten; noch am 29. December hatte es einen Haufen von 400 Seklern geschlagen, ihm 105 Pferde und 18 Gefangene genommen. Am 20. Februar begannen die Unterhandlungen; sie zerschlugen sich an der festen Forderung Kronstadts, der Fürst möge der Nation Hermannstadt zurückstellen; Bathori rief aus, er lasse

sich nichts vorschreiben. Anfangs April wurden sie wieder aufgenommen; Gözi ging als Geisel zu Bathori und — bat hier für sich um Gnade, fortan Kronstadts, dem er tausend Eide geschworen, höhnischer Gegner und seiner Geheimnisse Verräther. Noch immer hoffte die Stadt auf Hilfe von Matthias; wie die Aussicht darauf von Tag zu Tag mehr schwand, kam endlich den 14. Mai unter Vermittlung der Stände, die in Hermannstadt tagten, der Friede zu Stande. Alles was vorgefallen, sollte vergeben und vergessen sein. Bathori gelobte Kronstadts Rechte und Freiheiten zu achten und zu schirmen und stellte Rosenau und Törzburg zurück, dafür zahlte ihm die Stadt 3000 Gulden. Die Stände bestätigten den Vertrag und bekräftigten die Urkunde mit ihren Siegeln; den 3. Juni schwor die Stadt dem Fürsten aufs neue.

Aber der Friede im Lande war nicht von Dauer und Bathoris Maß bereits voll. Gabriel Bethlen war schon im Februar nach Adrianopel gezogen zum Sultan Achmed mit schwerer Klage gegen den Fürsten. Es gelang ihm; der Sultan setzte Bathori ab und ließ den 1. Mai Gabriel Bethlen zum Fürsten von Siebenbürgen ausrufen. Der Pascha von Belgrad, der Tartarenchan, die Woiwoden der Moldau und Walachei erhielten Befehl, den neuen Herren mit Heeresmacht in sein Land zu führen. Den 2. Sept. stand Magyar Ogli Pascha vor Kronstadt und for-

derte sie auf zum Abfall von Bathori. Die Bürger waren getheilter Meinung; innerer Streit drohte; der Rath hielt an dem kurz vorher geschwornen Eide fest, seine entschiedensten Glieder büßten dafür dem Türken mit 5000 Gulden. Während das Seklerland, das von Bathori nicht ließ, von Tartaren verwüstet wurde, rückte Gabriel Bethlen und Skender Pascha durch das eiserne Thor ins Land. Bathori sammelte sein Kriegsvolk; der Adel fiel von ihm ab, weil er in seinem wüthigen Sinn auch diesen ausrotten wollte. Als die Tartaren ihn drängten, ließ er das Lager bei Klausenburg im Stich (Mitte Octob.) und floh auf heimlichen Wegen nach Großwardein von Wenigen begleitet.

Aus Bethlens Lager schrieb der Adel den Landtag nach Klausenburg aus. Gabriel Bathori wurde des Fürstenstuhls verlustig erklärt; in einem langen Absagebrief kündigten ihm die Stände den Gehorsam auf, weil er die Freiheiten und Gesetze des Landes seinem Eid zuwider vielfältig gebrochen, des Reiches Frieden mit den Nachbarländern gestört und vom großmächtigen unüberwindlichen Kaiser der Türken, dem Erhalter und Schutzherrn des armen Vaterlandes verstoßen worden sei. Er möge sich vor Gott demüthigen und in sich gehen, sein Geschick mit Gelassenheit ertragen und nicht mehr Unglück auf das Land laden (21. Oct. 1613). Zugleich wurde die Achtserklärung

wider Gabriel Bethlen aufgehoben und er den 23. Oct. zum Fürsten gewählt, — wenn ein solcher Vorgang eine Wahl heißen kann.

Doch hatte Bathori noch Anhang im Land; es hätten Unruhen entstehen können: da, als die Stände noch beisammen waren, schickte Andreas Götzi mit Eilboten die Nachricht, Gabriel Bathori sei Sonntag vor Simon und Judä (27. Oct.) auf offener Straße bei Wardein ermordet worden. Er hatte eben Befehl gegeben, alle noch übrigen Bürger von Hermannstadt zu tödten und nicht einmal der Kinder zu schonen; entsetzt hierüber sprachen die Hauptleute seiner Wache: wie mag Ruhe im Lande werden, so lang dieser lebt und vollzogen die That, nicht ohne Götzis Mitwirkung, als der Fürst spazieren fuhr. Den todten Körper warfen die Mörder in die Kreisch; nur sein Leibhund blieb bei ihm, leckte seine Wunden und versuchte ihn aus dem Wasser zu ziehen. Bauern aus Wardein huben den Leichnam auf, trugen ihn hinein und legten ihn auf Stroh in die wüste Kapelle auf dem Markte. Des andern Tages ward er auf einem Ochsenwagen nach Bathor geführt und blieb lang unbestattet in der Sacristei der Kirche, bis Bethlen die Gebeine begraben ließ.

So endigte Gabriel Bathori; „hat also“ spricht der Chronist „seinen wohlverdienten Lohn bekommen und der armen Leute zu Hermannstadt sauern Schweiß

mit seinem Blut bezahlen müssen, wie es allen Tyrannen ergangen und ergehen wird."

35.

Wiederkehr der Ruhe unter Gabriel Bethlen. Die Einigung der Sachsen.

1613—1629.

Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern . . . .
Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein wie die Väter waren:
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben!
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Schiller.

Im hohen Dom zu Klausenburg Mittwoch nach Galli 1613 schwor Gabriel Bethlen den Fürsteneid und empfing die Huldigung der Stände. Aus altem, mit den Kellingern verwandtem Adelshaus entstammt, doch vor kurzem noch so mittellos, daß die Kaufleute ihm nicht hundert Gulden ohne Pfand borgten, Kämpfer in 24 Schlachten, sollte er jetzt „David sein nach Saul, Hiskia nach mehr als einem Ahas, Wiederbringer der Freiheit, Wiederhersteller des Rechts, der

Tyrannei Vertilger." In der That hat Siebenbürgen während seiner fünfzehnjährigen Waltung sich der lang entbehrten innern Ruhe erfreut; die Versuche Georg Homonais den Fürstenstuhl zu erlangen störten sie nicht, noch minder die ehrsüchtigen, doch in Beweggrund und Zweck unklaren und wenig bekannten Bestrebungen des Hermannstädter Bürgermeisters Johannes Rhener und seiner Genossen. Gabriel Bethlen, obwohl ehrgeizig und voll hochfliegender Pläne, verscherzte nie die Gunst der Pforte, der er „mit Herz und Seele ergeben" zu sein sich verpflichtet hatte; er folgte dem Aufgebot der Türken, wenn sie ihn ins Feld riefen und übergab dem Halbmond das lang behauptete Lippa. Mit türkischer Hilfe zog er das Schwert für Ungerns Glaubensfreiheit und eigene Pläne und mehrte seine Herrschaft und seine Titel. Es konnte eine Zeit lang scheinen, als werde unter ihm das „Ostreich" entstehen, das eine Nothwendigkeit der Bildung ist für diese Lande. Im großen Krieg der Deutschland verwüstete, verstand er es, sich eine Stellung in Europa zu verschaffen und wie seine Vorgänger durch Ehebündniß und Friedensverträge mit Oesterreich, so suchte er durch Anschluß an das protestantische Deutschland Siebenbürgen dem Geist des gebildeten Abendlandes zu öffnen. Mit Venedig trat er in Handelsverbindungen; für die Ochsenheerden, die er jährlich hinausschickte, sandten sie ihm seidene Zeuge und an-

dern Schmuck, womit er zum Erstaunen der Zeitgenossen seine Schlösser in Winz, Fogarasch und andern Orten zierte. Aus Italien, Deutschland, Polen ließ er Zimmerleute, Tischler, Steinmetze und Bildhauer bringen und jene Orte „mit schönen Gebäuen reformiren"; „berühmte Musici" kamen aus Wälschland. Im alten Palast der siebenbürgischen Bischöfe in Weißenburg, den sie zum Fürstenschloß umgewandelt hatten, erfreute sich Bethlen der Töne, die Don Diego der hispanischen Githarra entlockte, ergötzte sich an den Komödien, die dieser mit Juden in italienischer Sprache aufführte, wenn er ihre Laute auch nicht verstand und verschrieb für ein Jahresgehalt von 1000 Dukaten den Lautenisten Joseph Baglioni aus Rom. Inmitten der wilden Zeit und des wilden Landes stand sein Sinn auch der Wissenschaft offen; in einem Jahr studirten mehr als zwanzig Jünglinge auf seine Kosten an der Universität in Heidelberg. Er gründete eine Gelehrtenschule in Weißenburg, stattete sie mit Geld und Gütern fürstlich aus und berief gelehrte Deutsche zu Lehrern; unter ihm besang Opitz die Ruhe des Gemüthes in den Bergen von Zalathna. Warmfühlender Freund seiner Kirche, deren Bischof Stefan Katona die heißen Leidenschaften des Fürsten bisweilen kaum mit dem Ernst des Bibelworts zügeln konnte, erhob er alle Kinder und Nachkommen ihrer Geistlichen in den Adelstand, schmückte den reformirten Got-

tesdienst durch Einführung der Orgel und war thätig für die Veredlung des Kirchengesangs, in dem er sächsische Studenten seinem Cantor als Vorbild pries.

Im Spätjahr 1613 zog Magyar Ogli Pascha aus Siebenbürgen durch das Burzenland ab, Scharen Gefangener mit ihm; 16,000 kehrten auf Bethlens Verwendung am Hof in Konstantinopel wieder zurück. In der allgemeinen Noth des Reiches aber blutete am stärksten die Wunde, die Bathoris Tyrannei dem Sachsenvolk geschlagen; sie mußte geheilt werden, sollte Ruhe dem Lande kommen. Nach dem Eid, den der Fürst auf der Stände Rechte geschworen, durften die Sachsen unverzügliche Rückgabe Hermannstadts erwarten; aber Bethlen schlug sein Hoflager dort auf, weil Weißenburg verwüstet war und erweckte die Furcht, er werde Hermannstadt dem Volksverband nicht mehr zurückgeben. Die Väter erkannten, daß das über Leben und Tod entscheide; sie erkannten es und handelten darnach.

Noch während Bathori lebte, hatten jene Gedanken die besten Männer des Volks bekümmert. In denselben Tagen, als Kronstadt dem Fürsten aufs neue schwur, hatten Rath und Richter derselben neuen Bund mit Schäßburg geschlossen, der insbesondere Hermannstadts Wiedereinverleibung in den Nationskörper zum Zweck hatte. Ob wir schon von Alters her, schrieben sie in den Bundesbrief den 27. Mai 1613, der Löbli-

chen sächsischen Universität in Siebenbürgen mit Eid verbunden und verpflichtet gewesen und es bedürfte Erneuerung desselben nicht weil die Einigung zwischen uns als einem wahren Mitglied fest und bestätigt war: angesehen aber den großen und schädlichen Riß der Hermannstadt, welche der Löblichen Universität Haupt war, daher alle ehrliche Sachen und gute Ordnungen pendirten; auch hiemit die schädliche Spaltung der Universität betrachtend, daraus unserer sächsischer Nation von unsern Widersachern der endliche Untergang und letztes Verderben geträumt wird und erfolgen könnt; — damit wir solchem Fürnehmen fürkommen mögen, haben wir für nothwendig geacht und nach dem gemeinen Willen der ganzen Stadt Kron einmüthiglich beschlossen, solche vorige confoderationem (Einigung) abermal aufs neue mit der Schäßburg in Kraft dieses Briefes zu wiederholen. — Die beiden Städte verpflichten sich, zur Befreiung von Hermannstadt, zur Erhaltung der sächsischen Rechte Gut und Blut zu wagen, bei beiden Kaisern dafür thätig zu sein, Alles gemeinsam zu tragen und auf alle Fälle, zum Glück oder zum Unglück, zur Freiheit oder zum Untergang zusammenzustehen. „So helfe Gott, unser Schutz und Schirm" schließt der Bundesbrief „solchem unserm Fürnehmen zu seinen heiligen Ehren, zur Erhaltung seiner christlichen Kirche und Beförderung aller gemeinen sächsischen Rechte, Freiheiten und Privile-

gien, die da durch Treue, durchs Gesetz und durch Blut von unsern Vätern erworben sind."

Solcher Gesinnungen kamen die sächsischen Abgeordneten zum Landtag nach Klausenburg, auf dem Gabriel Bethlen zum Fürsten gewählt wurde. Am Tag seiner Wahl überreichten sie ihm die Forderungen der Sachsen in zwölf Punkten, deren zweiter enthielt: Hermannstadt, die Hauptstadt des sächsischen Volkes in Siebenbürgen, von Bathori gegen alles Recht durch Gewalt und Hinterlist eingenommen, soll mit allem, zur Zeit der Einnahme dort befindlichen Geschütz und Kriegszeug zurückgestellt werden. Der Fürst erkannte die Gerechtigkeit der Forderung an: „wir wollen sobald als möglich daran denken"; aber Wochen vergingen und die Stadt war noch nicht frei.

Da trat nahe dem Schluß des Jahres die Universität in Schäßburg zusammen, zum Aeußersten entschlossen und des festen Willens Alles daran zu setzen, daß die alte Volkseinheit wieder hergestellt werde und die Freiheit der Väter unverletzt übergehe auf die Nachkommen. Im alten Dominikanerkloster, das sie seit zwei Menschenaltern zum Rathhaus gemacht, im Saal, über dessen Seitenthür die Mönche das Bibelwort: die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang, in Stein gehauen, da erneuerten sie den 10. Decemb. 1613 die alte Einigung der Väter und gelobten zusammen zu halten bis zum Tod und nicht zu lassen von ihren

Rechten. „Angesehen den großen unwiederbringlichen Schaden, so der sächsischen Nation durch den Riß und die Entfremdung der Hermannstadt von den andern Städten, durch die Spaltung und Zertrennung der Sachsen von einander in verlaufener kurzer Zeit geschehen" renoviren und bestätigen sie „die Union und Eidschwüre, mit welcher unsre Vorältern hochlöblichen Gedächtnisses gegenseitig verbunden und verpflichtet gewesen, jetzt aufs neue kraft dieses Briefes uns Allen und unsern Nachkömmlingen zu ewigem Frommen und Bleiben auf folgende Weis: daß wir nämlich von heut an zur Erhaltung der guldenen schönen Freiheiten, Privilegien, Rechten, guten nützlichen Ordnungen, Besitzungen der Oerter, mit welchen unsre Vorältern, die sächsische Nation, wegen ihrer Tapferkeit und ritterlichen begangenen Thaten von gottseligen Königen, Kaisern, Fürsten des heiligen römischen Reichs beschenkt, beehrt und begabt worden sind, Weib und Kind, Gut und Blut daran zu tragen geloben in allen Nöthen und zu jeglicher Zeit. Ja wir geloben und versprechen bei unserer rechten Augsburgischen Confession, bei dem in den prophetischen und apostolischen Schriften gegründeten rechten und christlichen Glauben, bei dem ehrlichen sächsischen Namen, zur Vertheidigung zur Erhaltung des sächsischen Geblüts und der gedachten Privilegien, Freiheiten, Besitzungen, zur Erledigung der ungewöhnlichen Beschwerungen

so den sächsischen Freiheiten widerstreiten, alle Städt und sächsischen Stühl aller Gefahr zu begegnen, so uns sei es vereinzelt sei es insgesammt antreffen möge, allen unsern Widersachern und Störern der sächsischen Freiheit, wer sie auch sein mögen, heimlich oder öffentlich, den Freunden Freund, den Feinden Feind zu sein, Alles in Allem miteinander oder auch einzeln zu thun, zu befördern, zu unterhandeln, zu schließen, darneben die Ausgaben in solchen Fällen miteinander zu tragen, jeglich Stadt und Stuhl nach ihrem Vermögen bei Verlust der Ehre und der sächsischen Freiheit". So steht es in der Urkunde des neuen Bundes; dem Nationalsiegel, daß sie unter dieselbe setzten, drückten sie auch die eigenen bei und verordneten, daß alle Amtleute und Obrigkeiten der Städte und Stühle sammt den Hundertmannschaften und Vornehmsten der Gemeinden die aufgerichtete Einigung beschwüren, wie sie selber gethan und nach Kräften beförderten und stärkten.

Aber die Macht eines Volkes wird nicht gehalten von Briefen und Pergamenten, wenn der Geist fehlt, aus dem allein ein Gemeinwesen Leben und Bestand schöpfen kann, der Geist der Gottesfurcht und Treue, der Zucht und Ordnung, der Mäßigkeit, der Eintracht, der Freiheit. Wie viel von dem Jammer auch jener Zeit wäre fern geblieben, wenn dieser Sinn immer gewaltet hätte! Die versammelten Väter des Volks fühlten

es, als sie am Tag vor Sylvester 1613 „uns Sachsen allen zur Wohlfahrt und Erhaltung" Artikel aufrichteten, künftig damit zu leben, die ebenso sehr den Ernst der Universität erkennen, als einen Blick werfen lassen auf die Quellen vieler Noth, unter der jenes Geschlecht seufzete und insbesondere auf das Unheil, das dem Volk die immer zunehmende Beamtenherrschaft schon gebracht und noch mehr zu bringen drohte. Von zwölf Artikeln, die sie beschließen „damit schädliche Unordnung abgeschafft werde" ist fast die Hälfte gegen Hochmuth, Zügellosigkeit und Verirrung der Amtleute gerichtet, während sie gleichzeitig Bürgermeister, Richter und Rath der Städte und Stühle — also die Abgeordneten sich selber — von der Haussteuer frei sprechen „wegen ihrer manigfaltiger großen Dienste zu Nutzen der Unterthanen". So nahe lag der Irrweg an der rechten Bahn!

Einer jener Artikel will die allgemeine Unmäßigkeit und das daraus stammende Sittenverderbniß bekämpfen. „All Luxus vergeblicher weltlicher Pracht, weil er ein Gräuel ist vor Gott, sowohl bei dem männlichen als bei dem weiblichen Geschlecht soll verboten sein und soll Jedermann nach seinem Stand leben. Item die große Schaffereien und Zechmähler, mit was for Namen dieselben auch mögen genannt werden, den jungen Gesellen, Purschen und Zechbrüder zum Verderben gereichend, dazu die Schaffereien

auf den Hochzeiten bei den jungen armen Leuten sollen abgeschafft werden und nicht zugelassen sein unter den Sachsen. In allem soll nur die Mittelmaß gehalten werden. Denn der Mensch nicht zum Fressen, Saufen, Hoffart und Wollust beschaffen ist. In Kleidung und Wirthschaften sollen wir unserer frommer Voreltern vestegia premiren und imitiren" (ihrem Beispiel folgen).

Zu den Amtleuten sprechen die folgenden:

„Dieweil Gott der Herr wegen der Unzucht, Hurerei und Ehebruch viel Länder hat gestraft, sollen derowegen von heut fortan alle öffentlichen Hurer und Ehebrecher, ja auch die so nur verdächtig durch genugsame Umstände, als grindige Schaf von der Gemein abgeschieden und zu keinem Ehrenamt admittirt (zugelassen) werden unter den Sachsen zur Zügelung der bösen Lüste Anderer. Denn die Amtleute und Rathsherrn sollen ein Spiegel sein der Gottesfurcht und frommen Lebens bei den Unterthanen. Item der schändlichen ungebührlichen Reden von Hurerei und Unzucht sollen insonderheit Rathsverwandte sich gänzlich enthalten."

Weiter:

„Die Obrigkeit allenthalben unter den Sachsen Burgermeister, Richter u. s. w. sollen der Ehren und Gewalt so ihnen anvertraut, noch das Recht nicht mißbrauchen, sagend so will ichs, so befehl ichs bei

ihren Unterthanen, der ganzen sächsischen Nation zum Nachtheil, noch sich an denselben von ihrer Leidenschaft getrieben aus Nachgierigkeit rächen, sondern wenn sie etwas wider einander haben, sollen sie im Rechtsweg mit einander vorgehen bei Strafe von 60 Gulden".

Dazu:

„Die vornehmsten Amtleut in den Städten sollen sich mit Eidespflichten dem Rath und Hundertmännern und gemeinen Volk verbinden, ihnen die Stadt sammt allen Privilegien und Kleinodien also zu überhändigen, wie sie ihnen vertraut in gutem Zustand. Item sollen sie alle Sachen, so das gemein Bleiben antreffen, den Unterthanen davon nichts vorhalten, sondern offenbaren, es sei bös oder gut, damit nicht durch Sorglosigkeit der Amtleute etwas einlaufe oder übersehen werde. Die Unterthanen aber hergegen sollen ihrer Obrigkeit schuldigen Gehorsam und Ehrerbietung widerfahren lassen und ihr nichts zum Nachtheil verhalten. Item die Obrigkeit soll auch einem Jeden ihrer Unterthanen in allen Nothständen Beifall thun und nicht sagen: hat er gut eingebrockt, so verantwort ers."

Ferner:

„Dem Adel sollen die sächsischen Amtsleut und Rathsherrn sich nicht insinuiren, noch Freundschaft den Sachsen zum Schaden mit denselbigen halten, noch sollen sie der Sachsen Geheimnisse und Rathschläg

offenbaren, oder einer den andern oder auch die ganze sächsische Nation um eigenen Vortheil eines kleinen Gewinnst oder Ehren halber verläumden und verlassen, wie in verlaufener Zeit gar von vielen geschehen: sondern sollen ihrer Nation als fromme redliche Sachsen getreu sein, wie andere fremde Nationen namentlich in Siebenbürgen die Sekler uns zum Beispiel dienen, bei Verlust des Amtes und der Ehre."

Gewiß es mußte Schweres vorgefallen sein, wenn die Vertreter des Volkes, die selber Amtleute waren, also zu sprechen sich gedrungen sahen. Wie aber die Artikel dunkle Seiten jener Zeit ans Licht kehren, so auch das ehrenwerthe Streben jener Männer, die sie beschlossen. Und kaum ist beides irgendwo mehr vereint, als in dem folgenden, in dem das ganze Hochgefühl stolzen Bürgersinnes und das Bewußtsein seiner Macht den einfachen erhebenden Ausdruck fand. „Quia virtus nobilitat hominem (weil die Tugend den Menschen adelt)" schrieben sie in die Artikel „und Freiheit macht den Menschen edel, pflegt man zu sagen; weil nun nicht schöner Freiheiten allhie sein können, quam libertates Saxonum (die Freiheiten der Sachsen) und die Sachsen wegen derselbigen rechte Edelleut sind, wenn sie der Edelschaft recht gebrauchen: sollen derowegen alle diejenigen, so ihnen damit nicht genügen lassen, sondern adelige Vorrechte haben wollen und adelige Güter kaufen und sich dem Adel

insinuiren, zu keinem Ehrenamt zugelassen werden. Denn den Städten ein groß Schaden und Ungelegenheit daraus entsteht, wie zu sehen an der Franz Sachsischen Familie in Hermannstadt und der Tschechischen in Medwisch".

Auch um äußere Hilfe sah die Universität sich um. Unter dem 27. Decemb. 1613 schrieb sie in ergreifender Weise an den Dobokaer und wahrscheinlich an alle andere Comitate und rief ihre Unterstützung an. Gefesselt sprach sie ist noch immer unsre Freiheit, unser Gesetz, unser Recht. Noch ist uns unsre Stadt nicht zurückgegeben, Andere wohnen in unsern Häusern, Gewaltthat lastet schwer auf uns. Was aber heute uns geschieht, kann morgen über Euch kommen. Darum gedenket der brüderlichen Einigung unserer Väter und helfet, daß unsre Stadt und unser Recht wieder in unsere Hände komme. Vereinigt sind wir stark und wenn wir uns verstehen und lieben, wird unsre Freiheit nie in Trümmer gehen. Wir können dieses schmachvolle Elend nicht mehr ertragen.

Unter solchen Entschlüssen und Sorgen brach das Jahr 1614 an; Bethlen hielt noch immer in Hermannstadt Hoflager. Aber die Sachsen drängten zur Herausgabe der Stadt; sie standen gerüstet da; Schäßburg allein hatte auf seine geworbenen Fußknechte 1613 mehr als 2800 Gulden verausgabt und einen deutschen Geschützmeister in Sold genommen. So konnte der

Fürst „die Hermannstädter nicht länger mit Worten aufhalten;" am Dienstag nach Aschermittwoch den 18. Febr. 1614 rief er die Gemeinde zusammen — sie zählte nur noch 53 Hauswirthe — und nahm „gar ehrlich Abschied." „Ich Gabriel Bethlen, Siebenbürgens rechtlich erwählter Fürst, der Unger Herr, der Sekler Graf, der Sachsen Vater, übergebe Euch von diesem Tag angefangen Eure Stadt, ohne alle Gefährde; bleibet gut und treu; Gott sei mit Euch", so sprach er, übergab die Schlüssel der Stadt und zog mit allem Volk von dannen. Der Königsrichter Kollman Gotsmeister geleitete ihn bis Stolzenburg. Die zurückgebliebenen Männer aber trauten ihrem Glück kaum. Sie schloßen das Thor hinter dem Fürsten, hielten die Nacht hindurch starke Wache, schliefen nicht und thaten, jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig, als wären viel Tausend in der Stadt. Als die Kunde der frohen Aenderung erscholl, bevölkerte sie sich wieder mit den „Armen", die aus jahrelangem „Elend" „Etliche zu Fuß, Etliche zu Roß" heimkehrten und der Chronist hat nicht vergessen anzudeuten, wie viel Thränen der Freude und noch mehr des Schmerzes geflossen bei der Erinnerung an die, die sie nicht mehr gefunden. Mondtag vor Georgi (20. April) wurden die neuen Amtleute gewählt, nur acht Rathsmänner in der gelichteten Gemeinde, in der man verwüstete Häuser, da sie herrenlos waren, an Fremde gab, da-

mit sie nur nicht ganz zu Grunde gingen. In öffentlichen Schriftstücken zählte die gerettete Stadt die Jahre nach ihrer Befreiung aus dem Bathorischen Verderben und feierte jährliche Dankfeste, wie Kronstadt am Martinstag 1613 Gott für den Fall Bathoris in seinen Kirchen gedankt und mit dem Donner des schweren Geschützes seine Freude den benachbarten Bergen verkündet.

Von Hermannstadt zog Bethlen zum Landtag nach Medwisch. Da erklärten die Stände: damit der, den Herrn Hermannstädtern, unsern Brüdern zugefügten bittern Rechtsverletzung unverdiente Schmach Allen offenbar werde, haben wir beschlossen, daß das bei Gelegenheit der Einnahme ihrer Stadt gegen alle Rechtsform und durch bloße Gewalt gemachte Gesetz für ungiltig erklärt und gänzlich abgeschafft werde.

Aber der Stachel des Unrechts haftet länger im Herzen, das er einmal verwundet, als das Unrecht selbst dauert. Die Sachsen hatten Mißtrauen gegen den Fürsten geschöpft. Als er vom Landtag in Medwisch nach Schäßburg aufbrach und sein Quartiermeister Franz Pribek hier auf dem Markt die Herbergen zu beschreiben anfing, lief das Volk zusammen und schlug ihn mit „Wasserbäumen" zur Stadt hinaus. Der Fürst mußte seine Reise einstellen; kaum daß ein „tüchtig Geschenk" seinen Zorn versöhnte und seine Drohungen stillte. Wie er im April desselben

Jahres ins Burzenland kam, schickte ihm Kronstadt Abgeordnete entgegen und bat, er möge mit nicht mehr als 200 Mann die Stadt betreten. Ja Hermannstadt selbst stellte die Bitte um Verschonung, als Bethlen auf den 12. März 1618 den Landtag in seine Mauern berufen; wie der Fürst den Grund der vorgeschützten Armuth nicht anerkannte und der Rath sich sofort auf die ererbten Freiheiten berief, erhob sich erbitterter Streit, in dem der Fürst die Stadt vor den Landtag nach Weißenburg forderte, bis die Universität endlich die Berechtigung Bethlens, die Stände in eine sächsische Stadt zu versammeln, anerkannte. Noch 1623 aber flohen Bewohner von Hermannstadt bei der Ankunft des Fürsten und flüchteten ihre Güter.

Das Mißtrauen der Sachsen wurde nicht gemindert durch das spätere Betragen der Stände. Auf dem Landtag in Weißenburg zu Georgi 1625 beschlossen der Adel und die Sekler, daß es ihnen fortan frei stehen solle, Häuser in den sächsischen Städten zu kaufen und setzten gegen alle Verwahrung der Sachsen unter des Fürsten Bewilligung den Beschluß mit Gewalt in die Landtagsartikel. Da trat nach Beendigung des Landtags die Universität in Hermannstadt zusammen, um über die neue Verletzung des Sachsenrechts zu berathen. Sie wurden einig, mit einander nach Weißenburg zu ziehen und den Fürsten um Aufhebung jenes Beschlußes zu bitten. „Im Fall aber",

so erzählt der wackere Schäßburger Rathsschreiber Zacharias Filkenius, der selber dabei war, „mit Bitt nichts kunt erhalten werden, sollt man auch ein summam Geld bieten neben Aufweisung der Privilegien. Im Fall aber auch daselbe nichts helfen wollt, sollte man extrema tentiren (das Aeußerste versuchen) und neben den Privilegiis Gut, Blut und Alles aufsetzen bis auf den letzten Tropfen und es in Gottes Namen wagen. Ist also eine Löbliche Universität folgendes Tages aufgesessen sammt den Aeltesten der Hundertmannschaft aus den Städten und also mit etlich zwanzig Kutschen auf Weißenburg angelangt. Darüber Ein Fürstlich Durchlaucht erschrocken, was solches doch sein muß und auch bald Audienz gegeben, nach Verhörung aber unsers Begehrens sich heftig entschuldigt, auch dazu hart verfluchet: die Schuld sei nicht sein, sondern dem Adel; die hätten fürgegeben, es wird durch solche Gelegenheit firmius vinculum (ein festeres Band) zwischen dem Adel und den Sachsen erwachsen, wenn sie unter einander wohneten. Und hat sich expresse mit diesen Worten entschuldigt: Ich will verdammt sein vor Gott, Gott soll mich aus dieser Stelle nicht führen, falls ich die Vernichtung Eurer Freibriefe im Sinn habe; habe ich doch was mein ist durch Euch; mein Hemd, meinen Dolman, meine Kleider, meine Schuhe kauft Ihr, mit Essen und Trinken erhaltet Ihr mich. Und dergleichen was er mehr

geredet. Ist also die Sache etlich Tag in Dilation genommen (verschoben) worden. Darnach nach vielem Agiren, Disputiren und Causiren der Sachsen hat uns Fürstliche Durchlaucht durch drei Räthe heftig examiniren und fürhalten lassen, warum daß wir uns so offenbarlich zur Rebellion geschickt — denn es schickt sich auch Jedermann dazu, — welches wir zwar nicht viel haben widerreden können, sondern daß man uns Ursach dazu gegeben hät, so hätten wir gleichwol nicht praepostere (voreilig) handeln wollen, sondern ihn als unsern supremum Justitiarium et Principem (obersten Richter und Fürsten) requiriren wollen. So und dergleichen excusationes (Ausreden) fürgewendet. Ist letztlich die Sach dahin gekommen, daß der Orator Herr Cancellarius dieses gefragt: wahrlich wodurch entschuldigt Ihr, daß Ihr zu offenbarem Aufstand im Land Veranlassung gegeben? Darauf unser Orator, Herr Kollomannus Gottsmeister Königsrichter von Hermannstadt kürzlich dieses geantwortet: mit unserer Treue! Hat also weiter gedachter Herr Cancellarius gefragt: weil die Edelleut, so sie nicht Häuser in den Städten kaufen sollten, wie sie versichert könnten sein, daß sie auch zur Zeit der Unruh, ihr Weib und Kind für dem Feind könnten behütet werden? Darauf geantwortet worden, daß wir sie auch vormals in solchem Fall Weib, Kind und Güter eingenommen, auch nochmals viel mehr thun

wollten u. s. w. Worauf Herr Cancellarius gesagt: wahrlich nur das wünscht Seine Durchlaucht. Derowegen nun die Sachsen auch hinfort sollten bei ihren alten Privilegien bleiben und derselben genießen wie vorhin und Fürstlicher Durchlaucht allewege ihre versprochene Pflicht und Fidelität (Treue) leisten. — Ist also Gottlob des Adels und der Székelység (der Seklerschaft) böses Fürnehmen zu nichts gemacht und cassirt, auch aus den Artikeln ausgemustert werden müssen. Auch die Strick entzwei und wir sind worden frei. So kann und wird der Herr vernichten alle falschen Zungen, die uns, seine so kleine Herde zu verwirren trachten. Denn wenn sie es aufs klüglichst fangen an, so gibt doch Gott ein ander Bahn; es steht in seinen Händen".

„Und also sind wir nach glücklich vollbrachter Sache Jeder mit fröhlichem Gemüth nach Hause gekehrt" schließt Zacharias Filkenius. Für Zehrung und Fuhrlohn hatte er und seine Schäßburger Mitabgeordneten auf der Fahrt nach Weißenburg 183 Gulden 75 Denare gebraucht.

Doch mit so kleinen Opfern sollte der Sturm nicht vorüber gehn. Adel und Sekler unwillig darüber, daß sie keine befestigten Städte hätten und bei jedem Kriegsgerücht zu den Sachsen fliehen mußten, beschlossen den Fürstensitz Weißenburg stärker zu befestigen. Von den vier Basteien an den vier Ecken der

Schutzmauern sollte eine der Fürst, die andern drei je eine der ständischen Nationen erbauen. Die des Fürsten und der Sachsen wurden bald fertig; die letztere stand schon 1627; der Rathsmann Laurentius Pfaff von Hermannstadt führte die Aufsicht bei dem Bau; der Name des Sachsengrafen Kollmann Gottsmeister und des Hermannstädter Bürgermeisters Michael Lutsch wurde sammt dem Wappen des Volkes und der Jahrzahl dem Werke eingehauen; die Basteien des Adels und der Sekler sind von ihnen nie vollendet worden.

Und doch fehlte es auch im Sachsenland nicht an Werken, die Arbeit und Geld erheischten. Die Zeiten Bathoris hatten die Wohlthat von Wehr und Waffen, von Wall und Burg aufs neue kennen lehren; daher in Hermannstadt, in Schäßburg und sonst häufig frischer Eifer im Ausbau oder der Wiederherstellung von Thurm und Mauer, in deren schirmenden Ring sie Schule und Kirche nicht vergaßen, obwohl die Mittel immer spärlicher floßen. Ein Menschenalter voll Krieg und Verderben mußte den Wohlstand schmälern. Als die Universität 1619 dem Abdipascha 1000 Gulden entrichten sollte, war sie genöthigt, die Summe von den „getreuen Mitbrüdern der Stadt Cronen“ zu borgen. Später brachte des Fürsten schlechte Münze und die wiederholte Abschlagung derselben abermals große Verluste. Auch das

österreichische Kaiserhaus schuldete der Universität noch 174,000 Gulden, die sie an der Scheide des Jahrhunderts Rudolfs Sendboten und Amtleuten geliehen. Der Vertrag von Tyrnau (1615), in dem Kaiser Matthias Gabriel Bethlen anerkannte, setzte ausdrücklich fest, Seine Majestät werde Sorge tragen, daß die Summen, welche die Sachsen den kaiserlichen Commissären in baarem Gelde geborgt und worüber sie Schuldbriefe hätten, zurückgezahlt würden. Den 17. Febr. 1619 stellten diese in der That eine Vollmacht zur Erhebung jener Gelder aus; doch ist nichts bekannt, daß sie dieselben je erhalten.

Kam aber der Fürst in die sächsischen Städte, wie gar häufig geschah, so sah er freilich nichts von Mangel, insbesondere nicht, als er mit Katharina der Tochter des Churfürsten von Bandenburg, mit der er sich im Febr. 1626 unter großen Feierlichkeiten in Kaschau vermählt, den Rundzug durch die sächsischen Städte machte. Wie lösten sie überall bei dem Einzug der Fürstin die Stücke von den starken Wällen, schmückten die Straßen von Hermannstadt und Kronstadt lustig mit Tannen und Maibäumen und empfingen sie in Schäßburg „mit Fürstenpracht“, daß man allenthalben sah, wie sich „Jedermann ihretwegen als eines teutschen Geblüts“ erfreute!

Mitten aus dem Jubel des deutschen Volkes eilte der Fürst ins Feld wider den deutschen Kaiser. Zum

drittenmal schon zog er das Schwert gegen ihn. Verbündet mit den aufgestandenen Böhmen und Mähren, gerufen von den unzufriedenen Ungern, die dem König Ferdinand II. wegen Bedrückung der protestantischen Kirche zürnten, war er 1619 mit der Türken Billigung aufgebrochen und hatte schnell fast ganz Ungern eingenommen, das ihm die Königskrone anbot. Wiederholt im Jahr 1623 und nun aufs neue brach der Krieg aus; Türken und Siebenbürger standen in einer Reihe mit Mansfeld und dem Herzog von Weimar. Für Bethlen waren sieben ungrische Komitate der Preis des Krieges; Ungern erhielt Religionsfreiheit zugesichert; Siebenbürgen aber wurde während der Dauer jener Kämpfe der Zufluchtsort der aus Deutschland vertriebenen Protestanten. Die sächsischen Städte insbesondere haben sie zahlreich gesehen und gastlich aufgenommen. „Almosen für böhmische Pfarrherrn", für „verjagte Pfarrherrn aus Teutschland", „Trinkgelder" für böhmische Schuller" führen die städtischen Rechnungen jener Zeit alljährlich auf.

Gabriel Bethlen litt in den letzten Jahren an der Wassersucht; vielfach eingeholter Rath von Aerzten und Nichtärzten half nichts. Im Februar 1629 lag er eine Zeit lang in Hermannstadt krank und nahm schon wie ein Sterbender Abschied von seinem Rath, dem Sachsengrafen Kollmann Gottsmeister. Der Herbst

brach seine Lebenskraft; er verschied den 15. November im 49. Jahr seines Alters, im 16. seiner Regierung. Der Schule, die er gegründet, hinterließ er im Testament 47000 Thaler. Wenige Wochen vor seinem Tod schützte er noch die sächsische Geistlichkeit im vollständigen Besitz ihres nunmehrigen Zehntrechts, wie er überhaupt der evangelischen Kirche, ihrer Freiheiten und Verfassung stets pflichtgemäßer Schirmer war.

„Gott gebe diesem rühmlichen Helden eine sanfte Ruhe und dermaleinst eine fröhliche Auferstehung" und „er ließ das Land besser erbauet, als er es funden" so sprechen die sächsischen Chroniken von Gabriel Bethlen.